

Maurmer Neujahrs-Blätter 1997



Maurmer Neujahrs-Blätter 1997

Die Autoren dieser Ausgabe:

Rosette Chaudhuri-Locher, Maur
Beat Fehr, Maur
Kathrin König Urmi & Edwin Urmi, Maur
Schüler der 6. Klasse von Philip Urner, Maur
Bruno Weber, Ebmatingen
Samuel Wyder, Forch

Bilder:

Nachweise jeweils am Schluss der Beiträge

Redaktion:

Walter Bernet, Gisela Goehrke, Silvia Orlando,
Robert Rietiker, Hans-Rudolf Thalmann

Gestaltung:

Umschlag: Hans Schuppe, Grafiker, Forch
Zeichnung: H. Schuppe; s/w-Bildausschnitte Vorderseite: K. König Urmi
Rückseite: v. o. n. u.: R. Chaudhuri-Locher, D. Wutscher, E. Spiess

Inhalt: Silvia Orlando, Maur

Lithos:

DiGiT AG, Maur

Druck:

Werner Schrumpf AG, Ebmatingen
(auf chlorfreiem Papier)

Inhalt

Maurmer Natur Zum Thema der Maurmer Neujahrsblätter 1997 <i>Gisela Goehrke & Silvia Orlando</i>	4
Umwelt der Region Maur in Vergangenheit und Gegenwart - eine Landschaftsgeschichte <i>Samuel Wyder</i>	7
Sommervögel in den Wäldern von Maur <i>Rosette Chaudhuri-Locher</i>	35
Unsere Pflanzen und Pflanzengesellschaften <i>Kathrin König Urmi & Edwin Urmi</i>	43
Die Bäche der Gemeinde Maur <i>Beat Fehr</i>	64
Wo Kinder die Natur erleben <i>Schüler der 6. Klasse von Philip Urner</i>	74
Porträt 1997: David Herrliberger <i>Bruno Weber</i>	83
Maurmer Chronik 1996 <i>Helene Aeberhard</i>	90

MAURMER NATUR

Zum Thema der Maurmer Neujahtsblätter 1997

Mit den diesjährlgen Neujahtsblättern liegt bereits die zehnte - und damit eine Jubiläumsausgabe vor. Ein besonders attraktives Thema für diesen Anlass zu wählen, war bald kein Thema mehr, liegt doch, was wir täglich wahr- und oft als selbstverständlich hinnehmen, direkt vor unserer Haustür.

Sind wir nicht privilegiert, in der Gemeinde Maur zu leben, mitten in der Natur? Trotz oft tiefgreifender Veränderungen hat diese Jahrmlionen überlebt. Seit wenigen Jahrzehnten nun ist der Mensch daran, das natürliche Gleichgewicht unwiderrufllich zu zerstören. Doch wollen wir unseren Nachkommen die Umwelt erhalten, müssen wir ihr Sorge tragen.

Zum Thema Maurmer Natur konnte die Redaktion Autorinnen und Autoren gewinnen, die sich nicht nur fundiert in ihren Spezialgebieten auskennen, sondern sich auch das Staunen vor den Wundern der Natur bewahrten. Daher das ihnen gemeinsame Anliegen: Sie appellieren an unsere Verantwortung gegenüber der Umwelt und suchen Achtung und Liebe zu fördern, zu allem, was da wächst, kreucht und fleucht. Es wäre jedoch Augenwischerei, würden sie nicht auch auf gravierende Schäden in unserer Umgebung hinweisen.

Samuel Wyder beginnt in seinem Aufsatz, Die Umwelt der Region Maur in Vergangenheit und Gegenwart - eine Landschaftsgeschichte, weit hinter den Eiszeiten. Er schildert die Entwicklung von der Natur zur Kulturlandschaft und deren rasante Beschleunigung im 20. Jahrhundert. Die geografischen Karten fertigte Ernst Spiess, emeritierter Professor am Institut für Kartographie der ETH Zürich, speziell für diesen Artikel an.

Von der vielfältigen Flora am Hang des Pfannenstils berichten Kathrin König Urmi und Edwin Urmi in Unsere Pflanzen und Pflanzengesell-

schaften. Gleich zu Beginn ihres Beitrages weisen sie auf ein zweites Jubiläum hin: 1922 - vor genau 75 Jahren - verfasste Dr. Helmuth Gams die erste zusammenhängende Naturgeschichte der Gemeinde Maur. Was er damals feststellte, ist weitgehend bis heute gültig: Naturgenuss und Erholung lassen sich nach wie vor auf unserem Gemeindegebiet finden.

Wie lange noch? Wie sieht es im Detail aus? Eine Anzahl prächtiger Schmetterlinge überlebte bis in unsere Zeit, wie Rosette Chaudhuri-Locher in Die Sommervögel in den Wäldern von Maur erzählt. Beat Fehrs Aufsatz, Die Bäche der Gemeinde Maur, hingegen zeigt, wie gefährdet diese Biotope sind, weil sie hochempfindlich auch auf unscheinbarste Veränderungen ihrer - und damit unserer - Umwelt reagieren.

Auch Kinder melden sich für einmal zu Wort mit Bildern: Sie sind es, die später die Folgen tragen, von dem, was wir heute zerstören oder behüten. Die Schülerinnen und Schüler der 6. Klasse von Philip Urner in Maur erheben mit ihren Erlebnissen in Wo Kinder die Natur erleben See, Wiese, Wald und Feld zur Bühne.

Da aller guten Dinge drei sind, berücksichtigt das Redaktions-Team noch ein drittes aktuelles Jubiläum: den 300. Taufstag David Herrlibergers. Das Portrait 1997 ist diesem für Maur bedeutenden Kupferstecher und Gerichtsherrn gewidmet. Bruno Weber interviewte ihn im Jenseits, per Telefon.

Sicherlich wird es Ihnen, aufmerksame Leserin, interessierter Leser, schon beim Durchblättern nicht entgehen, dass die diesjährigen Neujaarsblätter - entsprechend dem Thema - ein besonders reiches und teilweise sogar farbiges Bildmaterial enthalten. Unsere Autorinnen und Autoren haben engagiert fotografiert und gezeichnet und Ergänzendes mit grosser Sorgfalt zusammengetragen.

So greift das vorliegende Heft eine breite Palette an Themen rund um die Natur auf, erhebt jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielleicht springt da und dort ein Funke über? Wenn Sie künftig also mehr Freude darüber empfinden, hier zu leben, wenn ein scheinbar unbedeu-

tendes Gräschen, ein bisher lästiges Insekt Ihr Interesse weckt, wenn Sie die Lust verspüren, noch wacherer Sinne durch die Wälder und Wiesen, den Bächen entlang zu streifen - aber auch vermehrt innezuhalten -, dann haben unsere Anliegen ihr Ziel erreicht.

Gisela Goehrke & Silvia Orlando

Umwelt der Region Maur in Vergangenheit und Gegenwart - eine Landschaftsgeschichte

Jeder Maurmer spürt täglich, wie bestimmend das Relief unserer Gemeinde ist. Die starke Gliederung und die Höhenunterschiede von 435 m am See und 772 m in Guldenen ermöglichen uns schöne Wohnlagen, die durch grosse grüne Flächen getrennt sind; aber sie verursachen auch weite und oft mühsame Wege zum Arbeitsplatz, zum Einkaufen und zur Schule. Sogar das Vereinsleben wird durch die Form des Geländes beeinflusst, gibt es doch bei uns z.B. seit altersher zwei Frauenvereine, einen für Maur und Uessikon und einen zweiten für den vorderen und hinteren Berg. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie unsere Gegend entstanden ist, und wie sie sich verändert hat.

Entstehung unserer Naturlandschaft

Der Felsuntergrund (Abb. 1)

Die mehr oder weniger harte Gesteinsunterlage, auf der Moränen und andere jüngere Ablagerungen aufliegen, besteht aus einer etwa 2600 m dicken Abfolge von gelblichen, oft auch grauen Mergel- und Sandsteinschichten, die **Molasse** genannt werden. Dazwischen hat es gelegentlich harte Bänke aus Sandstein und Nagelfluh. In einzelnen Baugruben, z.B. bei der Erstellung des Werkhofs, kamen die obersten Gesteine zum Vorschein; jederzeit sichtbar sind sie in den Bachtobeln (Abb. 2).

Da die Schichten fast waagrecht liegen, entstehen keine grossen Sackungen oder Rutschungen, einzig an den Bächen öffnen sich immer wieder kleinere Anrisse (Abb. 3). Dank einer Bohrung bis in 2692,5 m Tiefe, nahe unserer Gemeindegrenze, bei Limberg, kennen wir auch die tieferen Schichten der Molasse. Da man in den untersten Molasseschichten Erdöl- oder Erdgasvorkommen vermutete, liess die SEAG, Aktiengesellschaft für schweizerisches Erdöl, diese Tiefbohrung abteufen. Der leitende Geologe war unser Gemeindeglied Dr. U.P. Büchi aus Aesch.

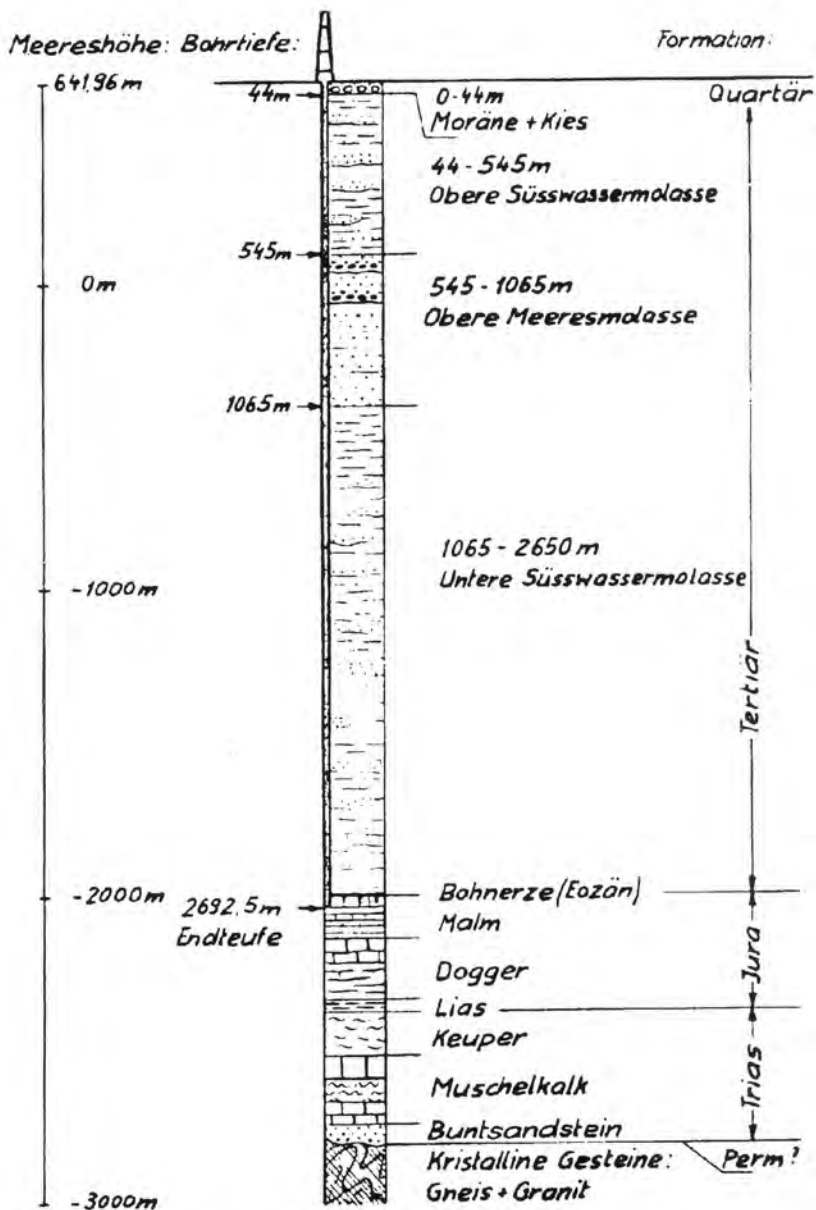


Abb. 1: Die Bohrung Limberg vertieft unsere Kenntnisse.



Abb.2: Der Dorfbach von Maur bildet im Aeschholz einen kleinen Wasserfall. Die harte Sandsteinbank wird weniger erodiert als die darunter liegenden Mergelschichten. Vgl. Die Bäche der Gemeinde Maur, S. 56, Abb. 1, 2 und 8.

Abb. 3: Das Raggentobel an der Gemeindegrenze gegen Egg ist, mit etwa 70 m, das tiefste und steilste Tobel von Maur. Der Bach mündet bei Uessikon und hat dort ein grosses Delta aufgebaut (Abb. 4, 8 und 18). Mit seinem Wasser betrieb man einst die Mühle von Uessikon.



Wie entstanden diese Gesteinsschichten? (Stratigraphie)

In der Erdneuzeit, im **Tertiär**, (vom oberen Oligocän bis mittleren Miocän), vor 25 bis 12 Millionen Jahren, war das schweizerische Mittelland ein flaches Gebiet, in das die Flüsse aus den damals entstehenden Alpen ihr Geschiebe ablagerten. In einem flachen Meeresarm am Rande der Alpen entstand so die **Untere Meeresmolasse**, die oft Öl- und Gasvorkommen aufweist. Diese Schicht fehlte bei der Bohrung Küsnacht Limberg.

In einer Bohrtiefe von 2650 m bis 1065 m (Abb. 1) liegt die **Untere Süsswassermolasse**. Das Mittelland senkte sich langsam und der Schutt der Flüsse füllte das entstandene Becken immer wieder auf.

Doch vor etwa 21 Millionen Jahren (unteres Miocän) war die Absenkung etwas grösser. Zugleich wurde das Klima wieder deutlich wärmer, sodass an den Polkappen Eis abschmolz, der Meeresspiegel anstieg und ein flacher Meeresarm das Alpenvorland bedeckte. Diese Schichten, die **Obere Meeresmolasse**, enthalten Muscheln und Hai-fischzähne. Sie sind in Küsnacht 510 m dick.

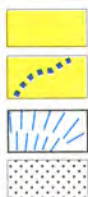
Das Klima wurde wieder etwas kühler; der Meeresspiegel sank. Langsam füllte sich das flache Meer auf, und es lagerte sich darüber nochmals bis ins Vorland verfrachtetes Geschiebe ab, die **Obere Süsswassermolasse** (mittleres Miocän). Diese ist bei Limberg 500 m dick, obschon die obersten Ablagerungen fehlen. Der Felsuntergrund unseres Gebietes besteht bis in eine Tiefe von etwa 100 m ü.M. aus oberer Süsswassermolasse. Es wurden vorwiegend Tone und Sande angeschwemmt, näher am Alpenrand, zum Beispiel im Zürcher Oberland, waren es Gerölle. Den Fluss, der dieses Material herführte und den Schuttfächer des Hörnli aufbaute, nennt man Ur-Rhein. Oft sind Sand und Kies zu harten Sandstein- und Nagelfluhbänken verkittet, die im Gelände steile Stufen bilden. In unserem Gemeindegebiet sind sie meistens bewaldet, weil sich eine andere Nutzung nicht lohnt. Gut sichtbar sind sie zum Beispiel unterhalb des Wassbergs (Abb. 5 und 10), im Raggentobel (Abb. 3), hinter der Mühle von Uessikon (Abb. 8) und bei der Liegenschaft Fluh (Abb. 6).



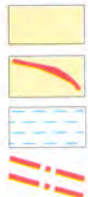
Geologische
Übersicht
1:50'000
(nach R. Hantke)

14 Lage der
Abbildungen

Abb. 4



Obere Süswassermolasse
(Hörnlichüttung)
Harter Sandstein oder Nagel-
fluß, welche eine markante
Geländestufe verursachen
Bachschuttkegel
Gehängeschutt



Molasse überdeckt
mit Moränen
Seitenmoränen des
Rhein-Linthgletschers
im Zürichstadium
Feuchtgebiete,
z.T. entwässert
Grabenbruch

Wärmeliebende Pflanzen

Unsere Gegend war damals flach, etwa wie die Poebene, mit mäandrierenden Flüssen, einzelnen Seen und Sümpfen. Von der tertiären Vegetation und Fauna haben wir genaue Kenntnisse durch viele Fundstellen mit Pflanzen- und Tierresten. Die wichtigsten in unserer Nähe sind bei Oehningen am Untersee, wo Blätter von Pappeln, Ahornen, Weiden, Kampfer- und Avocadobäumen gefunden wurden. In Käpfnach bei Horgen verlandete damals ein grösserer See. Das Flachmoor, das sich dabei gebildet hatte, wurde von den darüber abgelagerten Sandschichten gepresst, sodass Kohle entstand, die in Notzeiten abgebaut wurde. Die Stollen des Bergwerks sind heute wieder zugänglich. Zähne und Knochenreste blieben erhalten von Rhinoceros, Mastodont (Waldelefant), einem kleinen, pferdeähnlichen Tier, Zwerghirschen u.a. Bei Rüti wurden Blätter einer Zwergpalme gefunden.

Wie war das Klima?

Sowohl die pflanzlichen als auch die tierischen Reste lassen auf ein warmgemässigttes Regenklima schliessen, mit milden Wintern, nicht allzu heissen Sommern und etwas mehr Niederschlag als heute. Da nicht alle Schichten Fossilien enthalten, darf aus den heute bekannten Fundstellen nicht abgeleitet werden, dass das Klima über Jahrtausende konstant blieb. Vielmehr ist anzunehmen, dass es grosse Schwankungen mit feuchteren und mit kühleren Perioden gab. Die ungleiche Wasser- und Schuttführung der Flüsse kann nicht allein durch eine stärkere Hebung der Alpen erklärt werden. In Kühlzeiten waren die Alpen nicht mit Vegetation bedeckt, sodass ein starker Abtrag, vor allem durch niedergehende Rufen, erfolgte. Die Rufen stauten Flüsse zu Seen, die von Zeit zu Zeit ausbrachen und das Schuttgut ins flachere Mittelland verfrachteten. Dort blieb das Material liegen und baute grosse Schuttfächer auf.

Täler und Berge entstehen

Gegen Ende des Tertiärs (im oberen Miocän und im Pliocän), vor 12 bis 5 Millionen Jahren, wurden die Alpen stärker gehoben und nach Norden geschoben. Am Alpenrand zerbrachen die steifen Molasseschichten und wurden schuppenartig übereinander geschoben, was an der Rigi



Abb. 5: Parkplatz beim Schulhaus Looren, dahinter die Steilstufe des Wassbergs.

Abb. 6: Die Liegenschaft Fluh steht auf einer harten Sandbank, die steil, etwa 3 m, gegen den Greifensee abfällt. Die Stufe wurde durch den Wellenschlag gebildet, als der Seespiegel des Greifensees höher war.

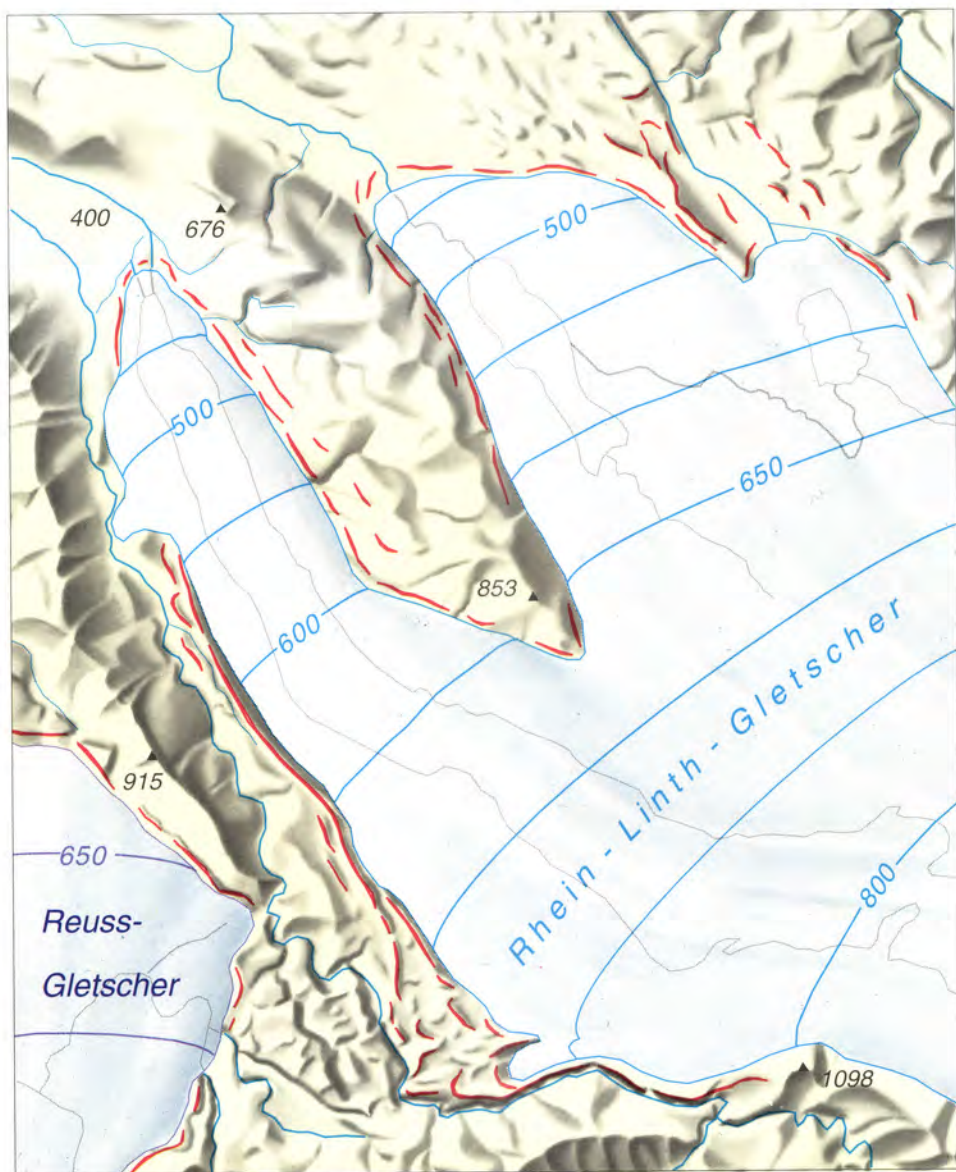


und am Speer gut zu sehen ist. In unserer Gegend wurden sie nur wenig verbogen. Pfannenstil und Uetliberg wurden 500-600 m gehoben; die Greifensee- und die Zürichseetalung wurden ungleich weit nach Norden verschoben, sodass Scherzonen und Brüche entstanden (Abb. 4). Diesen Schwächezonen folgten die ersten Flüsse; eine erste Glatt und eine erste Limmat entstanden. Die Hebung und der Abtrag waren langsame Vorgänge, die viele Millionen Jahre dauerten, wobei die Erosion in kühlen Zeiten mit geringer Vegetationsdecke wesentlich stärker war als in den Warmzeiten mit ihren üppigen Wäldern. So bildete sich allmählich aus dem flachen Gebiet das Grundgerüst unserer Landschaft mit dem Tal des heutigen Greifensees und der Pfannenstilkette.

Die Eiszeiten

In fast zwei Millionen Jahren, im auf das Tertiär folgenden **Quartär**, wiederholte sich sechsmal der Wechsel von Eiszeit und längeren warmen Zwischeneiszeiten. Die Gletscher wuchsen; ihre Eiszungen stießen durch bereits bestehende Täler vor, weiteten diese etwas aus, wurden immer mächtiger und bedeckten schliesslich das Mittelland, oft bis zum Jura. In den dazwischen gelegenen warmen Perioden, den **Interglazialen**, schmolzen die Gletscher kräftig zurück, bis sie etwa die heutige Ausdehnung hatten oder gar noch kleiner waren, und ein Wald bis über die heutige Baumgrenze entstehen konnte.

Das Klima einer Eiszeit war nicht dauernd gleich kalt. Vor jedem neuen Gletschervorstoss schalteten sich kürzere, wärmere Abschnitte, die **Interstadiale**, ein. Analog erfolgte auch das Zurückschmelzen nicht kontinuierlich, sondern unterbrochen durch kurze Wiedervorstösse, sodass sich dazwischen erneut Interstadiale einstellten. Der Hang des Pfannenstils war deshalb häufig eisfrei, während im Tal noch Eis lag. Da sich in den spätesten bzw. frühesten Interstadialen noch keine, oder nur eine spärliche Vegetation entwickeln konnte, wurden die Talhänge etwas abgetragen. Die häufigen Tage mit Frostwechseln bewirkten beim harten Gestein Frostsprengung; bei den weicheren Mergelschichten fand ein Erdfließen statt. Der gefrorene Boden taute am Tag oberflächlich auf und glitt auf einem Schmelzwasserfilm über der noch gefrorenen Unterlage langsam zu Tale. Bäche und Schmelzwässer ver-



Ausdehnung der Gletscher zur Zeit des Zürich-Stadiums

1:200'000



Vergletschertes Gebiet des Rhein-Linth-Gletschers



Vergletschertes Gebiet des Reussgletschers



Eisfreie Gebiete, Moränen

— 600 —

Höhenkurven
der
Gletscher-
Oberfläche

— 650 —

40 km

Abb.7

schwemmen das Material zu Schuttkegeln und Schotterebenen (Abb. 4, 8 und 18). Mit der Ausbildung einer Vegetationsdecke verlangsamte sich der beschriebene Vorgang und hörte schliesslich fast ganz auf. Allmählich erweiterten sich die schon im Tertiär angelegten Täler.

Unser Ackerboden

Die Ablagerungen der Gletscher und ihrer Schmelzwässer wurden in der nächstfolgenden Eiszeit immer wieder umgeformt und teilweise abgetragen. Die deutlichsten Spuren hat die letzte Eiszeit, die **Würm-Eiszeit**, hinterlassen. Die geologische Karte (Abb. 4) zeigt, dass über die Hälfte der Gemeindefläche aus eiszeitlichen Ablagerungen besteht, welche die Molasse zudecken. Der in seinen Höchstständen einige hundert Meter dicke Gletscher zerrieb die weichen Gesteine. Beim Abschmelzen blieb eine Grundmoräne zurück, mit viel Lehm und einzelnen Steinen, die oft Kratzspuren aufweisen. Da der Gletscher ein weites Einzugsgebiet mit verschiedensten Gesteinen (Abb. 16) besass, ergeben die Grundmoränen schwere, viel Lehm enthaltende, aber auch vielseitige, mineralstoffreiche Ackerböden. Sie sind fruchtbarer als Böden, die aus verwitterten Sandsteinen und Mergeln der Molasse entstanden sind.

Das Zürich-Stadium des Linth-Gletschers (Abb. 7)

Als der Linth-Gletscher in der Würm-Eiszeit während seiner grössten Ausdehnung bis Killwangen reichte, lag der ganze Pfannenstil unter seinem Eispanzer. Ein längerer Eishalt war beim Vorstoss - und erneut beim Abschmelzen - bei Zürich und bei Gfenn in der Nähe von Dübendorf, sodass dort Endmoränen entstanden. Diese und die begleitenden Schotter stauten später die beiden Seen. Bei der heutigen Ortschaft Aesch war das Eis bereits etwa 150 m dick. Es bildete sich eine markante Seitenmoräne, die sich von Neuhaus über Tägeren, Eggenberg, Looren, Rüti, Bänkelsteg, Wolfhalden verfolgen lässt (Abb. 9 und 10). Die Seitenmoränen bestehen aus Steinen, Sand, Lehm und grossen Blöcken (Abb. 11), wie sich dies auch bei heutigen Gletschern beobachten lässt. Es sind steile Wälle, von denen der entstehende Humus



Abb. 8: Blick von der Steilstufe hinter der Mühle auf Uessikon und auf die grosse Schotterfläche, die der Bach des Raggentobels angeschwemmt hat.

Abb. 9: Der langgestreckte Hügel Langmatt ist eine Seitenmoräne des Linthgletschers im Zürich-Stadium. Davor die Strasse von Aesch und die ersten Häuser von Ebmingen.



immer wieder weggeschwemmt wird. Als Ackerboden sind sie ungeeignet; sie können nur als Weide genutzt werden. Da sie ein Gefälle zum Hang bilden, stauen sie oft das Regen- und Schneeschmelzwasser, sodass nasse Wiesen oder kleine Sümpfe entstehen (Abb. 4).

Von der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft

Vegetation bedeckt die vom Gletscher freigegebenen Gebiete

Während der Eiszeiten konnten nur wenige Pflanzen über dem Gletschereis auf den Südseiten der Berge überleben. Von dort und von den eisfreien Gebieten im Süden von Deutschland, von Frankreich, und auch von Süden und Osten her wanderten sie wieder in unsere Gegend ein. Langsam bedeckte sich das Mittelland mit einer geschlossenen Walddecke. Die Vegetation ist aber weniger artenreich als zur Tertiärzeit. Viele wärmeliebende Arten konnten nicht genügend nach Süden ausweichen, weil die vergletscherten Alpen und das Mittelmeer als Barriere wirkten. Der Norden Amerikas war, wie Skandinavien und Norddeutschland, ebenfalls vergletschert. Durch die Kaltzeiten sind dort aber viel weniger Pflanzen ausgestorben, denn sie konnten im Süden der Vereinigten Staaten, in Mexiko und in Mittelamerika überleben und so den Norden in den Warmzeiten wieder besiedeln. In den nordamerikanischen Wäldern wachsen z.B. über 50 Eichen- und über 60 Ahornarten.



Abb. 10: Blick vom Parkplatz Looren zum Eggenberg, einer Seitenmoräne des Linth-Gletschers aus dem Zürich-Stadium. Dahinter liegen in einer Vertiefung einige Häuser von Aesch und Scheuren. Der Wald am Pfannenstil wächst auf einer Steilstufe aus Nagelflub. Die grosse Grünfläche wird gegliedert durch Absätze an den Grundstücksgrenzen, den sogenannten Hochrainen.

Abb. 11: Die Seitenmoräne des Eggenbergs enthält grosse Findlinge, die von den Bauern nicht entfernt wurden, weil der steile Hang als Dauerviese und Weide genutzt wird.



Klimaschwankungen auf Grund von Pollenanalysen

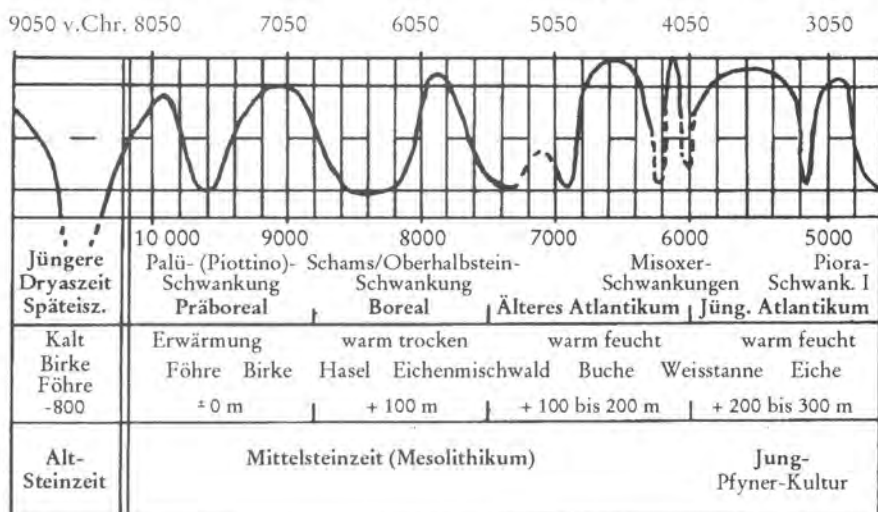


Abb. 12

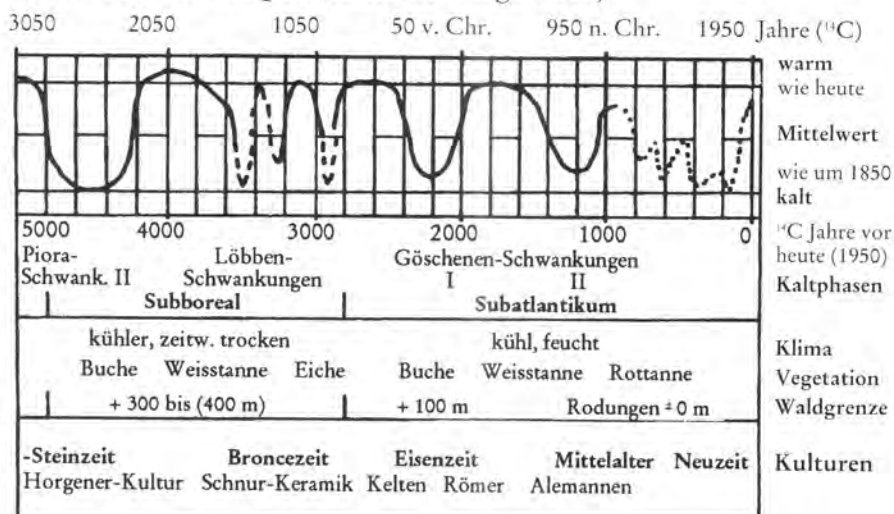
Klima und Umwelt

Als die Gletscher abschmolzen, wurde es nicht allmählich etwas wärmer bis der heutige Stand erreicht war. Das Klima änderte sich dauernd, sodass sich die Vegetation laufend anpassen musste. Die Landschaft bekam immer wieder ein neues Aussehen. Pflanzen reagieren fein und rasch auf jede Änderung des Klimas. Aus Hölzern und Pollenkörnern, die sich in Mooren und Seen unter Luftabschluss erhalten haben, ergeben sich klare Hinweise auf das frühere Klima. Bei den Hölzern lässt sich mit der Jahrringmethode das genaue Alter bestimmen. ^{14}C -Radio-karbon-Untersuchungen ergeben oft zu junge Alter (Abb. 12), die teilweise mit der Jahrringmethode korrigiert werden können.

Spätglazial

Nachdem die Gletscher im Bölling-Interstadial bis in die Alpentäler zurückgeschmolzen waren, stellte sich wieder eine Verschlechterung des Klimas ein (Ältere Dryaszeit). Auf den Höhen des Pfannenstils wuchsen Legföhren und Zwergbirken. Dann folgte von etwa 9800-8800

in den Schweizeralpen (nach C. Burga 1990)



v. Chr. eine wärmere Periode, das Alleröd-Interstadial, in der ein lichtetes Waldkleid mit Birken und Föhren unsere Gegend bedeckte. Von 8800-8100 v. Chr., in der jüngeren Dryaszeit, stiessen die Gletscher zweimal in die oberen Alpentäler vor. Sie hinterliessen markante Endmoränen; die Waldgrenze sank um mehrere hundert Meter.

Nacheiszeit

Die lange Periode von etwa 10'000 Jahren lässt sich in sechs grosse Klimaabschnitte gliedern, (s. Abb. 12, direkt unter der Kurve der kürzer dauernden Klimaänderungen). Im Präboreal waren die Temperaturen bereits etwa so hoch wie heute. Langsam wanderten wärmeliebende Laubhölzer ein, zuerst der Hasel, dann im Boreal auch Eiche, Ahorn, Esche, Linde und Ulme. Sie nahmen mit ihren grossen, dichten Baumkronen den Föhren und Birken das Licht weg und verdrängten sie in höhere Lagen oder auf schlechtere Böden über Sandsteinen oder am Rande von Sümpfen. Das ganze heutige Gemeindegebiet war mit einem dichten Eichenmischwald bedeckt. Eine Ausnahme machten nur die Moore und ein Uferstreifen am Greifensee.

Das günstigste Klima herrschte im Atlantikum, als es zeitweise wärmer, und die Niederschläge höher waren als heute. Die Waldgrenze lag 200-300 m über der heutigen. Allmählich kamen Weissstannen und Buchen auf und verdrängten im Subboreal, in den höheren Lagen des Pfannenstils, den Eichenmischwald. Im Subatlantikum, in der Klimaperiode, in der wir heute leben, verschlechterte sich um 800 v. Chr. das Klima merklich. Rottannen (Fichten) kamen auf und wurden später in Monokulturen durch den Menschen gepflanzt.

Kalt- und Warmphasen von einigen hundert Jahren Dauer

Die zahlreichen Pollenanalysen, die verschiedene Forscher in der ganzen Schweiz unternommen hatten, stimmen gut überein. Sie ermöglichten C.A. Burga, die Kurve mit den zahlreichen Wechseln von Kalt- und Warmphasen zu zeichnen (Abb. 12).

In einer solchen Kaltphase verschlechterten sich die Wachstumsbedingungen in der sonst warmen Periode des Boreals und des Atlantikums derart, dass die steilen Nordosthänge des **Uetlibergs** fast vegetationslos wurden. Regengüsse und die Schmelzwässer im Frühling schwemmten den Lehm der Oberen Süsswassermolasse und den Lehm der Moränen hinunter und lagerten ihn am flachen Hangende ab. Daraus entstand eine mächtige Lehmschicht, vom Albisgüetli bis zum Triemli, die von den Zürcher Ziegeleien abgebaut wurde. Der Lehm deckte den lichten Föhrenwald ein. In einigen Jahren starben die Föhren ab, und ihre Strünke blieben aufrecht im Lehm konserviert. Eine Altersbestimmung nach der ^{14}C -Methode (1959, unkorrigiert) ergab 6750 ± 220 Jahre v. Chr. und von einem andern Stamm 4900 ± 100 Jahre v. Chr. Obschon die Zuverlässigkeit dieser Methode beschränkt und die Altersbestimmung von Pollenanalysen schwierig ist, scheinen sich die beiden datierten Föhren in die Kältephase des Boreals und in eine weitere zu Beginn des Atlantikums einzuordnen.

Als die oberen Lehmschichten abgebaut waren, kamen tiefere Lehmflächen zum Vorschein, die ebenfalls Föhrenstrünke enthielten. Die Untersuchungen von K.F. Kaiser (1993) zeigen, dass sie aus viel älteren, ebenfalls kühlen Perioden, den Dryas-Zeiten stammen.

1995 hat G. Furrer in einer Baugrube in **Gockhausen** auf 570 m Höhe zwei Wachholderstämmlein gefunden, die vom Adlisberg abgeschwemmt und im Gehängelehm einsedimentiert wurden. Auch dort muss in einer Kaltphase der Wald lichter gewesen sein, damit der lichtliebende Wachholder wachsen und ein flächenhafter Abtrag des lehmigen Bodens stattfinden konnte. Eine Altersbestimmung ergab, dass der Wachholder zu Beginn des Subboreals in einer kalten Phase, der Piora-Schwankung II, abstarb (Abb. 12).

Die Beispiele zeigen, dass sich das Klima immer wieder verändert hat, und schon nach wenigen hundert Jahren das Waldkleid unserer Gegend völlig anders aussah.

Die ersten Bauern von Maur

Nach dem Abschmelzen der Gletscher lebten bei uns Menschen, die sich durch Sammeln von Beeren, Wildfrüchten und Kräutern und durch Jagen und Fischen ernährten. Sie veränderten die Naturlandschaft kaum.

Proben vom Greifensee, deren Pollen L. Wick ausgezählt hat, enthalten im Atlantikum erstmals Getreidepollen. Zahlreiche Ausgrabungen zeigen, dass am Seeufer kleine **Bauerndörfer** standen, die man Pfahlbauten nennt. Ihre Bewohner sorgten planmässig für die Ernährung: Auf Äckern wurden Getreide, Erbsen, Lein und Mohn gepflanzt. Die damaligen Getreidesorten Emmer, Einkorn und Gerste hatten kleine Ähren und leichte Körner. Es brauchte grosse Ackerflächen, um einen genügenden Ertrag zu erzielen. Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen lieferten Fleisch und Milch; ein ständiger Begleiter war der Hund. Pferde kennt man erst seit der Bronzezeit. Durch Jagen, Fischen und Sammeln wurde weniger als ein Viertel der benötigten Nahrung beschafft. Diese Tätigkeit ergänzte die eintönige Nahrung mit vitaminreicher Kost und ermöglichte bei Missernten das Überleben.

Ackerflächen wurden durch Brandrodung gewonnen. Ringförmig wurde unten am Stamm der Bäume die Rinde entfernt, sodass der Safttransport aufhörte. Sobald die Bäume verdorrt waren, wurde das Waldstück angezündet. Die Strünke blieben im Boden, und die Asche

wirkte als Dünger. Die Bearbeitung erfolgte mit Hacken, später mit einfachen Pflügen. Wenn nach einigen Jahren die Erträge abnahmen, wurde an einem andern Ort gerodet.

Das **Vieh** weidete im Sommer in den Wäldern oder auf den verlassenen Äckern. Es frass die Blätter der Büsche und der jungen Bäume, sodass wenig Nachwuchs aufkommen konnte. Es entstand ein lichter Wald mit wenig Unterholz und vielen Gräsern. Auch das Winterfutter lieferte der Wald. Da es in unserer Gegend keine Wiesen gab, wurden im Sommer Zweige von Linden, Eschen und andern Laubbäumen abgeschnitten (geschneitelt) und getrocknet. Durch die Rodungen und die Nutzung der Wälder veränderte sich die Landschaft. Aus der Naturlandschaft wurde die Kulturlandschaft.

(Vgl. B. Eberschweiler: *Maurmer Pfahlbauten*, in Maurmer Neujaars-Blätter 1991)

Lücken in unserem Wissen

Auch wenn heute in der Gemeinde Maur drei Siedlungsplätze, in Uessikon, Schiffflände und Weierwies, und rund um den Greifensee gegen zwanzig kleine Bauerndörfer bekannt sind, lebte hier noch keine zahlreiche Bevölkerung. Die Zeit, in der Menschen unsere Seeufer besiedelten, reicht von der Pfynerkultur bis zum Ende der Bronzezeit, von etwa 3800-800 v.Chr. (Abb. 12). Die Dörfer wurden immer wieder verlassen, und über die Fundschichten lagerte sich Seekreide ab, was zeigt, dass der Spiegel des Greifensees angestiegen war.

Bei der Ausgrabung Mozartstrasse, neben dem Opernhaus Zürich, wurden vier Kulturschichten übereinander gefunden, die durch dicke Lagen von Seekreide getrennt waren (Abb. 13). Weshalb der Wasserspiegel unserer Seen anstieg, ist noch nicht restlos geklärt. Eine Verschlechterung des Klimas (Abb. 12) verursachte wahrscheinlich einen grösseren Transport von Geschiebe und Feinmaterial, das die Sihl, wie auch die beiden Bäche bei Fällanden, am Ende des Sees ablagerten und das Wasser stauten.

Die Überreste der Dörfer wurden am Seeufer oder in Sümpfen ausgezeichnet konserviert, sodass detaillierte Angaben über die Lebensweise der Bewohner möglich sind. Da die Holzpfähle gut erhalten blieben,

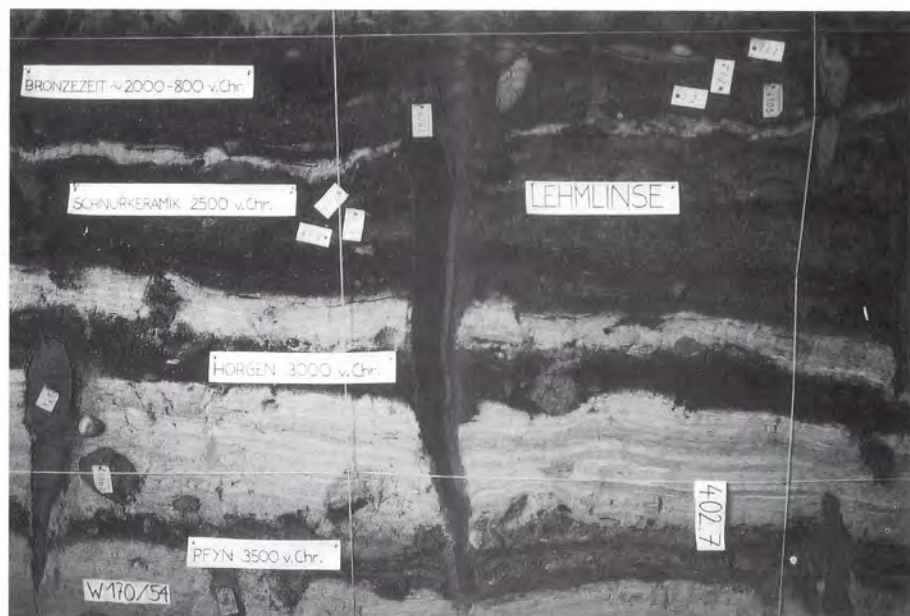


Abb. 13: Die Ausgrabung an der Mozartstrasse, neben dem Opernhaus Zürich, erschloss vier Kulturschichten, die durch dicke Lagen von Seekreide getrennt sind. Altersangaben in ^{14}C -Jahren. Ähnliche Verhältnisse zeigt auch die Unterwassergrabung bei der Schiff-lände Maur.

Abb. 14: Rodung Neugut an der Grenze gegen die Gemeinde Egg.



nannte man die Siedlungen Pfahlbauten. Wohin die Leute zogen, wenn der Seespiegel anstieg, wissen wir nicht; auf höherem Grund sind von ihren Häusern höchstens noch Pfostenlöcher sichtbar. Dasselbe gilt auch, als sich um 800 v.Chr. das Klima verschlechterte und keine Seeufersiedlungen mehr gebaut wurden. Von der dann beginnenden Eisenzeit bis ins Mittelalter ist viel weniger Fundgut erhalten, als aus der Zeit der Pfahlbauten.

Die Steinreihen Sponstürli, eine Sonnenuhr für die Jahreszeiten

1996 beschrieb unser Gemeindeglied G. Büchi eine Steinsetzung im Wald nordöstlich Sponstürli, etwa einen Kilometer südlich von Maur. Es sind Findlinge von rotem Ackerstein, die der abschmelzende Gletscher zurückliess, und die von Menschen hierher geschleift und aufrecht in West-Ost und Nord-Süd Richtung gestellt wurden (Abb. 15).

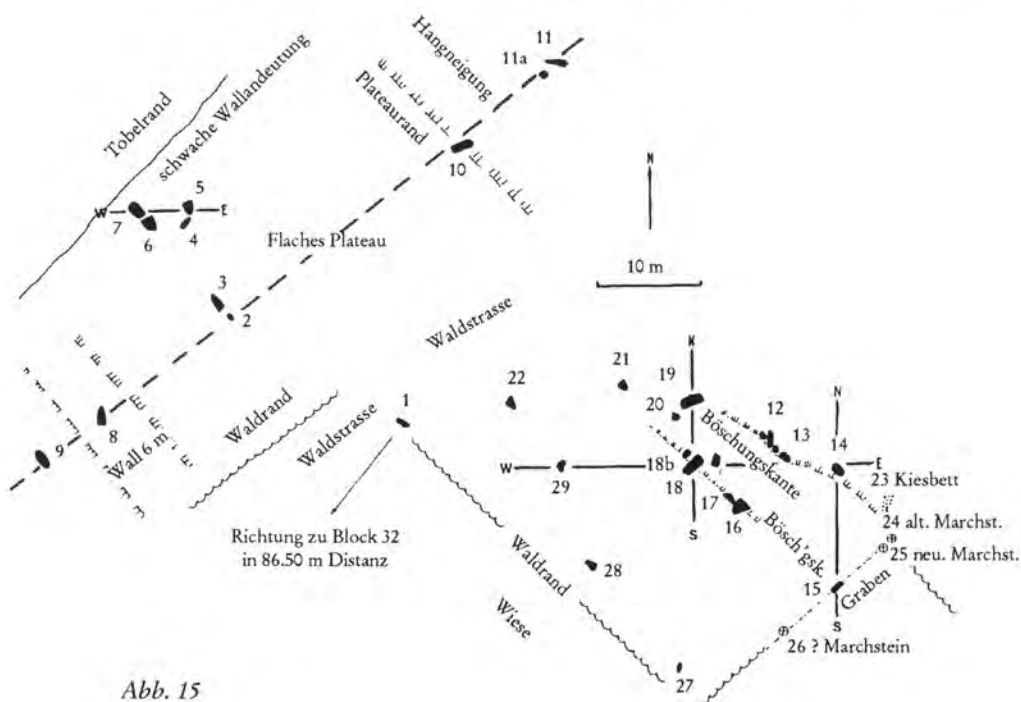


Abb. 15

Die Stelle am Horizont, an welcher die Sonne auf- oder unterging, und ihre Verschiebung zwischen Sommer und Winter wurde mit aufrechten Steinen markiert, sodass ein einfacher Kalender entstand. Die richtige Zeit für die Aussaat konnte auf diese Weise bestimmt werden. Eine ähnliche Anlage befindet sich im Wald von Mettmensstetten (ZH). Dank der Lage im Wald sind die Steinreihen erhalten geblieben, während der grosse Schalenstein von Langegerten, nördlich von Maur, mit etwa fünfzig schalenförmigen Vertiefungen, gesprengt wurde, da er, wie viele andere Findlinge, beim Pflügen im Wege war oder als Baumaterial verwendet wurde. Zu den einzelnen Steinen und zum Horizont brauchte es eine Sichtverbindung, die nur möglich war, wenn ein grosses Stück Wald gerodet wurde.

Kelten, Römer, Alemannen und ihre Umwelt

Das Fällen von Bäumen war in der Jungsteinzeit eine harte Arbeit. Darum wurde der Wald mit Feuer gerodet. Später, als die Äxte aus **Eisen** geschmiedet wurden, konnten die Bäume einzeln geschlagen werden. Dabei wurden die Eichen geschont, weil sie wichtige Fruchtbäume waren. Die Eicheln dienten zur Schweinemast. Es entstanden offene Wälder, die beweidet wurden. Die alleinstehenden alten Eichen ergaben ein parkähnliches Landschaftsbild.

Pollen aus den Seekreideablagerungen des Greifensees zeigen, dass zur **Römerzeit** Nussbäume, Edelkastanien, Reben und Obstbäume wuchsen. Die Umwelt wurde immer mehr durch den Menschen gestaltet, und nur in höheren Lagen blieb die Naturlandschaft erhalten.

Als im 6. und 7. Jahrhundert die **Alemannen** von Norden und Nordwesten her einwanderten, waren viele Felder verödet und wieder zu Wald geworden, weil zahlreiche Römer unser Land verlassen hatten. Die hier gebliebene einheimische Bevölkerung bewirtschaftete nur noch einen Teil der unter römischer Herrschaft genutzten Fläche. Die Alemannen rodeten neue Gebiete und gründeten die Dörfer, in denen wir heute leben; zuerst Maur, Ebmatingen, in einer zweiten Phase Uessikon, Aesch und Binz. Später, als diese fünf Dörfer anwuchsen, wurde in grösserer Entfernung und im Berggebiet neuer Wald gerodet.

Es entstanden die Höfe Wannwis, Bachlen, Neugut (Abb. 14), Letzi, Heuberg, Scheuren, Hell, Wassberg und Guldenen. Die Landnahme war im Mittelalter abgeschlossen, einzig Stuhlen wird erst seit dem 16. Jahrhundert bewohnt. Neue Siedlungen entstanden wieder im 19. Jahrhundert.

Die Dreifelderwirtschaft

Vom Mittelalter bis Anfang des 19. Jahrhunderts wurde in den fünf Dörfern unserer Gemeinde der Boden nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft bebaut. Das **Ackerland** wurde in drei Zelgen aufgeteilt, in denen die Bauern die gleiche Ackerfrucht pflanzen mussten; in der ersten Zelg Korn (= Dinkel), als Wintergetreide und Brotfrucht, in der zweiten Sommergetreide, meistens Hafer, und die dritte Zelg musste brach liegen, damit der Boden sich erholen konnte. Von den Erträgen hatten die Bauern den Zehnten in die Stadt abzuliefern.

Um Kulturland zu sparen, waren die Grundstücke der einzelnen Bauern nicht durch Feldwege erschlossen. Bei der Ernte musste der vorderste Besitzer zuerst mähen, damit der nächste zu seinem Feld gelangen konnte. Es bestand **Flurzwang**; jeder musste zur gleichen Zeit das Gleiche pflanzen und ernten. Das erleichterte der Regierung in Zürich die Schätzung und nachher den Bezug des Zehnten. Es entstand ein völlig anderes Landschaftsbild als heute, und besonders eindrücklich war es zur Zeit der Getreideernte, wenn sich ein Drittel der Ackerfläche des Dorfes goldgelb färbte.

Die Felder der einzelnen Bauern liessen sich an kleinen Stufen an ihrem untern Ende, den sog. **Hochrainen**, erkennen. Gepflügt wurde parallel zum Hang. Da man oben begann, und die Pflugschar die Schollen hangabwärts legte, häufte sich die Erde an der unteren Grundstücksgrenze. Im Laufe der Jahre ergab sich ein Absatz von einigen Dezimetern Höhe, der heute noch an vielen Orten vorhanden ist (Abb. 10).

Die **Viehzeit** hatte damals eine geringe Bedeutung, weil der Ackerbau auf der gleichen Bodenfläche mehr Menschen ernähren konnte. Die 124 Haushalte des Dorfes Maur hatten z.B. im Jahre 1801 nur 11 Pferde, 20 Ochsen und 68 Kühe, die vor allem als Zugtiere verwendet



Abb. 16: Gartenmauer in Stuhlen. Die Blöcke, die der Gletscher auf unseren Feldern zurückliess, wurden zerschlagen und als Baumaterial verwendet. Am häufigsten sind die roten Ackersteine.

Abb. 17: Das Haus in Aesch mit der wunderschönen Bruchsteinmauer diente der Bauernfamilie Lüssi vor ihrer Aussiedlung als Wohnhaus. Bei vielen älteren Häusern wurden leider solche Mauern mit einem eintönigen Verputz versehen.



wurden. Für Fleisch und Milchprodukte fehlte das Absatzgebiet. Die Stadt war noch klein, hatte damals etwa 12'000 Einwohner und war zudem weit entfernt.

Das Vieh weidete auf den Stoppeläckern, der Brache und im Wald. Rund um das Dorf war ein Hag, der Dorfetter, damit die Tiere keinen Schaden an den Gärten anrichten konnten. Hanf-, Flachs-, Bohnen- und Kabisplätze, die Pünten, waren ebenfalls eingezäunt. Obstbäume durften nur innerhalb des Dorfettters gepflanzt werden, denn in den Zelgen hätten sie den Ertrag an Brotgetreide geschmälert. Auch Neubauten waren nur innerhalb des Dorfettters gestattet. Es entstanden dicht überbaute Dorfteile, umgeben von einem Wald von hochstämmigen Obstbäumen.

(Vgl. E. Bachofen: *Der Zehntenplan des Stauberhofes in Ebmatingen 1707*, in Maurmer Neujahrs-Blätter 1993)

Die Umgestaltung nach dem Zusammenbruch des Ancien Régime

Die Einwohnerzahl der ganzen Kirchgemeinde Maur wuchs im 17. und 18. Jahrhundert stark, von 609 Einwohnern im Jahre 1643 auf 1207 im Jahre 1762. Das starre System der Dreifelderwirtschaft verunmöglichte eine entsprechende Steigerung der Nahrungsmittelproduktion. Ärmere Familien konnten nur dank der Heimindustrie und der Kinderarbeit überleben. Das Klima war rauher als heute (Abb. 12). In den Jahren mit Missernten, 1692 und 1771, entstanden **Hungersnöte**, weil kein Getreide aus der Umgebung eingeführt werden konnte, da dort dieselben Mangelerscheinungen herrschten. Für einen Import aus Übersee fehlten damals die Transportmittel. Die Regierung von Zürich musste bereits um 1770 die Anpflanzung von Kartoffeln auf der Brache gestatten, ob schon sie eine Verminderung des Getreidezehnten befürchtete. Nachdem 1798, mit der Besetzung unseres Landes durch die Franzosen, die 'gnädigen Herren' gestürzt waren, begann eine **umfassende Umgestaltung** der rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse.

Der Flurzwang wurde aufgehoben. Jetzt konnte jeder Bauer pflanzen, was er wollte. Brotgetreide blieb aber die wichtigste Ackerfrucht.



Abb. 18: Uessikon: Entlang des Seeufers wurden die flachen Riedwiesen, die nur Streue abwarfen, entwässert bis auf einen schmalen Streifen von 10-20 m Breite, der unter Naturschutz steht.

Abb. 19: Alter Weg von Aesch nach Maur. Da viele Transporte im Winter mit Schlitten ausgeführt wurden, verlief der Weg in der Fallinie. In der Zeit der Selbstversorgung hatten die Verbindungswege zwischen den Dörfern eine geringe Bedeutung.



Es mussten zahlreiche Feldwege erstellt werden, damit jeder zu seinem Feld fahren konnte.

Die Brache wurde bepflanzt mit Kartoffeln und mit Klee, dessen Wurzeln Stickstoff im Boden anreicherten.

Das Vieh wurde in den Ställen gefüttert. Nun konnte der Mist gezielt auf den Feldern verteilt werden.

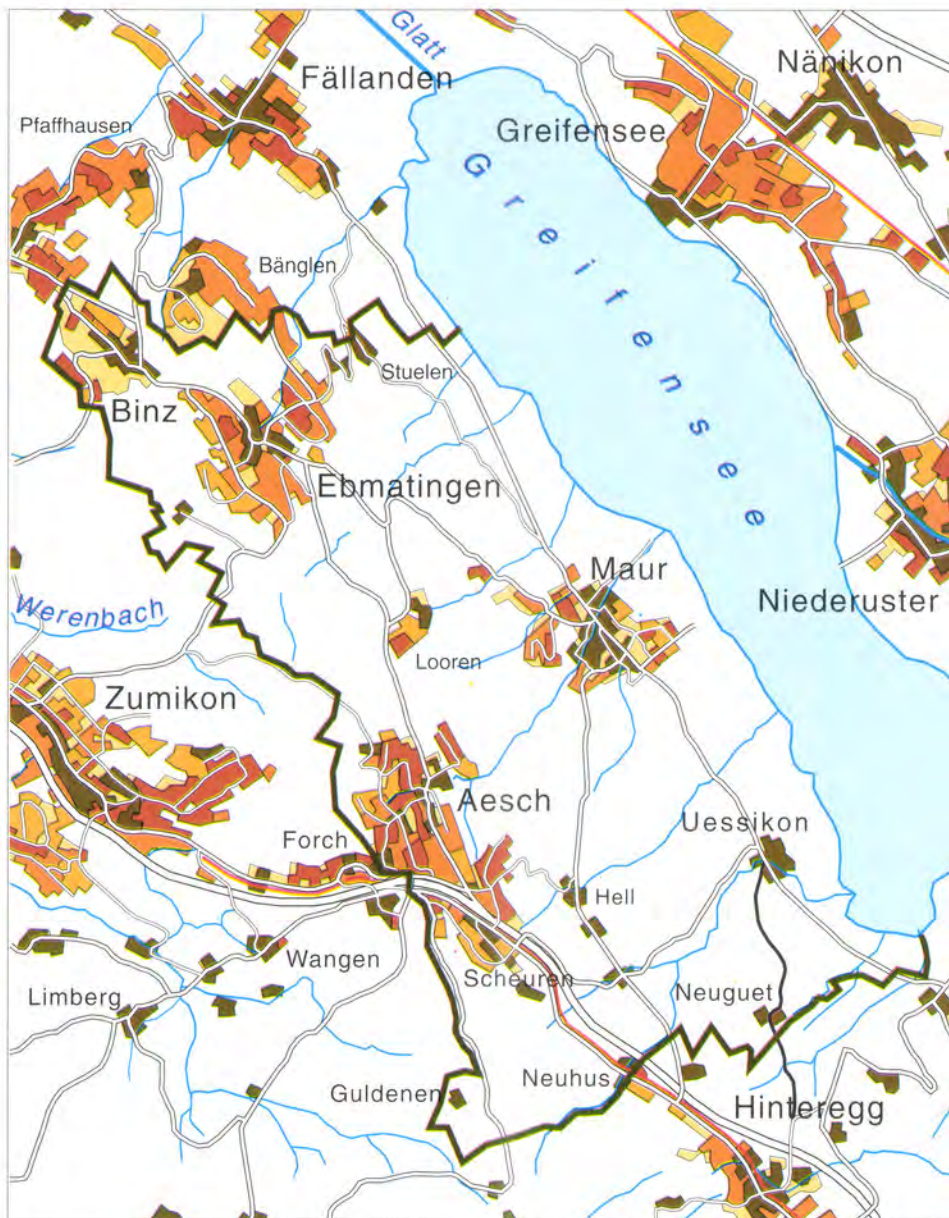
Die Waldweide hörte auf, sodass sich der Wald erholen konnte. Anstelle des lockeren Waldes, in dem die Eichen dominierten, wurden Rottannen gepflanzt, weil sie schnell wuchsen und gerade Stämme ergaben.

Es durfte auch ausserhalb des ehemaligen Dorfsetters gebaut werden. Von 1800 bis 1850 entstanden ausserhalb unserer fünf Dörfer 40 neue, meistens alleinstehende Bauernhöfe, wie z.B. 1831, 1833 und 1846 Aschbach, 1817 und 1818 Berg, 1830 und 1836 Brügglen, 1821 Looren, 1839 Sponstürli.

Wandlungen im 19. Jahrhundert

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden die Strassen nach Zürich und die Verbindungen zwischen den einzelnen Gemeindeteilen ausgebaut (Abb. 19). Durch das Wachstum der Bevölkerung in der Stadt Zürich entstand ein immer grösserer Markt für Frischmilch und weitere landwirtschaftliche Produkte.

Dampfschiffe und Eisenbahnen, statt Segelbooten und Fuhrwerken, ermöglichten die Einfuhr von Getreide aus den Vereinigten Staaten zu Preisen, die weit unter den Kosten unserer Bauern waren. Die ausländische Konkurrenz erzwang einen Strukturwandel: Nur in den besten Lagen wurde noch Getreide gepflanzt. Äcker wurden zu Dauerwiesen und Weiden, sodass Grün in unserem Gemeindegebiet vorherrschte. Kleinere Bauernbetriebe blieben als Nebenerwerb erhalten, weil der aufwendige Ackerbau, der auch Zugtiere erforderte, wegfiel. Für den wesentlich grösseren Viehstand (vgl. S. 28) waren die Ställe zu klein. Fast bei jedem Bauernhof kann man heute noch erkennen, dass um die Jahrhundertwende Ställe angebaut oder grössere Scheunen neben dem Wohnhaus erstellt wurden. Viele dieser Bauten sind heute noch vorhanden und werden als Werkstätten oder als Wohnungen genutzt.



Bauliche Entwicklung 1:50'000



vor 1932 gebaut



1932 – 1965 gebaut



1965 – 1975 gebaut



1975 – 1985 gebaut



1985 – 1996 gebaut

Abb.20

Die Dynamik des 20. Jahrhunderts

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wurden in Maur umfangreiche Bodenverbesserungen durchgeführt. Der grosse Mangel an Nahrungsmitteln in den beiden Weltkriegen zeigte drastisch die Notwendigkeit, die Erträge zu steigern. Feuchte Wiesen am Hang (Abb. 4) und am Ufer des Greifensees (Abb. 18) wurden entwässert. Durch Erbteilungen war der Boden in viele kleine Parzellen aufgesplittert, die im Durchschnitt nur 51 a gross waren. Eine Güterzusammenlegung, die von 1944 bis 1948 durchgeführt wurde, erleichterte die Bewirtschaftung. Durch 'Aussiedeln' entstanden einige Neuhöfe.

(Vgl. H. Schweizer: *Von der meliorierten Greifenseelandschaft*, in Maurmer Neujahrs-Blätter 1993)

Dann setzte, wie einige Jahre früher in Holland oder in Dänemark, eine ungeahnte Dynamik ein. Die Mechanisierung ermöglichte immer weniger Bauern immer mehr Land zu bestellen. Viele Wiesen wurden wieder gepflügt, da mit Futterpflanzen mehr Tiere ernährt werden konnten. Düngung, ertragreichere Sorten, neue Futterpflanzen sowie ein sinnvoller Fruchtwechsel bewirkten in wenigen Jahrzehnten eine Ertragssteigerung auf das Doppelte. Im Landschaftsbild fallen vor allem die grossen Maisfelder und die weissen oder grünen Ballen auf, in denen Gras unter Luftabschluss konserviert wird.

Noch 1955 war Maur mit 1577 Einwohnern eine Bauerngemeinde, in der 51% in der Landwirtschaft tätig waren. Nach 1955 setzte eine rege Bautätigkeit ein, welche die Gemeinde völlig veränderte. Unsere nähere Umwelt ist heute geprägt durch Wohnhäuser, Villen mit Gärten und Mehrfamilienhäuser in dichter Überbauung (Abb. 20).

(Vgl. Maurmer Neujahrs-Blätter 1996: *Bauplatz Maur*)

Samuel Wyder

Bildernachweis:

Abb. 4, 7 u. 20: Prof. Dr. E. Spiess, Institut für Kartographie, ETH Zürich.
Fotos: S. Wyder (April 96)

Sommervögel in den Wäldern von Maur

“Die Bienen summen geschäftig, die Ameisen rennen und schleppen, als gehe es um viel, die Käfer krabbeln wichtig, die Würmer graben und höhlen wie zu grossen Zwecken, der Schmetterling aber hat nichts vor. Er schaukelt und tanzt und schwebt irgendwoher und irgendwohin und saugt den Nektar in wippender Rast und lässt sich wieder hochtragen vom sanften Wind und senkt sich aufs neue mit weichem, wie spielendem Flügelschlag, wie die Luft, wie der Augenblick es will.

Die Moralisten haben ihn in seiner schwebenden Absichtslosigkeit erkannt. Sie haben ihn zum Symbol des Flatterhaften gemacht, denn sie achten nur den Nutzen und sie verstehen nur den Zweck, und selbst den Zweck verstehen sie klein. Der Igel frisst Mäuse und Kreuzottern: ein respektabler Bursche! Die Kuh ist brauchbar vom Horn bis zum Huf, von der Milch bis zum Mist: welch achtbares Tier! Der Schmetterling jedoch fliegt von Blüte zu Blüte und bringt keinen Honig ein, das Lotterwesen.

*Die Erde ist gewaltig schwer und massiv mit ihren Gebirgen, mit Elefanten und Eisen und Blei, mit Gewitterwolken und Schneemassen, mit Wurzelstöcken und Steinschlägen. Es wäre nicht auszuhalten ohne Schmetterlinge, ohne Löwenzahnschirmchen oder ohne Spinnweben, Flaumfedern und Akeleienkelche. Ein einziger Schmetterling hebt das Gewicht der Erde auf, alle Schwere, aller Stoff wird zu nichts bei seinem Anblick. Es bleibt von ihm etwas so Leichtes und Feinschwingtes zurück, dass wir an Elfen glauben möchten. So macht er auch das Irdische leicht, und das Irdische ist schwerer als die Erde. Gesegnet sei der Schmetterling!”**

*Aus dem Tierskizzenbüchlein von Hellmut von Cube, GS-Verlag, Bern 1987

Sie gaukeln nicht ausschliesslich über blütenreichen Magerwiesen, denn diese sind in unserer Gegend ohnehin nicht landschaftstypisch und deshalb in Maur nur spärlich anzutreffen. Die Lebensräume unserer Tagfalter reichen von verschiedensten Wiesentypen über Strauchgesellschaften und Wälder bis hin zu Feuchtgebieten und Kulturland. Zum letzteren gehören unsere Gärten, wo manch ein Hobbygärtner mit dem Rüebli- oder Fenchelkraut einen **Schwalbenschwanz** (Abb. 1) anzulocken vermag. Die Rüebli- oder Fenchelraupe ist ja unbestritten eine der attraktivsten Raupen, die wir bei uns zu sehen bekommen und der Falter selber lässt mit seiner Grösse, Form und Farbe unvermittelt einen Hauch Exotik aufkommen, ja er lässt uns sogar von tropischen Regenwäldern träumen... Bleiben wir aber in heimatlichen Gefilden, denn Maur beherbergt in Sachen Sommervögel (noch) einige eher seltene und farbenprächtige Arten.

Ausnahmsweise wollen wir die Tagfalter im **Lebensraum Wald** aufsuchen. Dieser ist, zugegeben, nicht der typische Lebensraum für die sonnenliebenden Tagfalter. Es ist deshalb nicht wunderlich, dass die wenigen Arten, die hier leben, vor allem an besonnten Stellen wie Waldwegen, Waldlichtungen (Abb. 2), Waldrändern oder über den Baumkronen fliegen. Wir meinen aber nicht einen reinen Monokultur-Nadelwald, denn da müssten wir die Schmetterlinge vergeblich suchen. Zum Glück besteht unser Wald aus Nadel- und Laubholz und kann demnach als Laubmischwald bezeichnet werden. Jedoch auch diese Zusammensetzung genügt den Faltern noch nicht. Für ihre Entwicklung brauchen sie als Futterpflanze der Raupen eine genügende Anzahl verschiedenster Sträucher und eine Krautschicht, die den Abschluss des Waldes bilden. Zudem braucht es im Innern des Waldes Bestandeslücken mit guter Durchsonnung des Waldbodens (beispielsweise Windwürfe und Schlagflächen) und ungeteerte Wege, wo sich Pfützen bilden. Lebenswichtig sind schliesslich an Waldrändern und in Waldwiesen auch viele blütenreiche Pflanzen als Nahrungsquelle für die Falter.

Wohl der häufigste Falter, dem wir von Ende März bis Juni und von Ende Juni bis Anfang Oktober im lichten Mischwald begegnen, ist das **Waldbrettspiel** (Abb. 3), der zur Familie der Augenfalter gehört.

Dort hält das Männchen (kaum zu unterscheiden vom Weibchen) auf besonnten Blättern von Büschen und Sträuchern den immer wieder gleichen Sitzplatz inne, sonnt sich mit ausgebreiteten Flügeln und vertreibt von hier aus Schmetterlinge, die in seine Nähe kommen. Er verteidigt sein Territorium. Das Weibchen legt im Juni die Eier einzeln an verschiedene Waldgräser, die dem Räupchen als Futterpflanze dienen.



Abb. 1: Schwalbenschwanz.



Abb. 2: Waldlichtung.

Seltener als der oben beschriebene Augenfalter ist der **kleine Eisvogel**, ein Edelfalter, der feuchtwarme Waldpartien bevorzugt (Abb. 4). Man kann ihn ab Anfang Juli auf Waldlichtungen und an besonnten Waldrändern antreffen, so zum Beispiel im Gigerholz. Beim Beobachten des Balzflugs kann einem leicht schwindlig werden, da der typische Flatter- und Segelflug des Falters in ein rasantes Tempo übergehen kann, wobei das Paar gemeinsam steil über die Baumwipfel hinauf fliegt, um bald danach, jeder für sich, auf einem besonnten Blatt auszu-ruhen, bevor das Spiel von neuem beginnt. Der Falter ist beim Ablegen der Eier auf das Geissblatt oder die rote Heckenkirsche angewiesen. Bevorzugt werden Büsche im Halbschatten von Waldwegen und Waldrändern sowie Sträucher im lichten Waldesinnern. Der kleine Eisvogel deckt einen grossen Teil des Nahrungsbedarfs aus Blattausscheidungen; man trifft ihn daher nur selten auf Blüten an, am ehesten auf Doldenblütlern. Gelegentlich saugen die Falter am Boden, wo sie auch Pfützen aufsuchen.

Der grösste, auffälligste waldbewohnende Schmetterling ist der **Kaisermantel**, ebenfalls zur Familie der Edelfalter gehörend (Abb. 5). Waldlichtungen und Waldränder sind von Mitte Juli bis Mitte September das bevorzugte Fluggebiet des leuchtend orangebraun gefärbten, mit eingestreuten schwarzen Punkten und Strichen geschmückten Falters. Auf der Flügelunterseite fallen die silbrig-weissen Streifen auf, die ihm den Zweitnamen Silberstrich gaben. Er liebt die Nachbarschaft von Feuchtwiesen wie die Tanneten, wo er zum Saugen eine Reihe von Pflanzen wie Wasserdost, Disteln oder Zwergholunder besucht. Der Kaisermantel hat eine spezielle Entwicklungsart: Das Weibchen legt seine Eier in Rindenritzen von verschiedenen Baumstämmen an Waldrändern ab, indem es den Baum spiralg umfliegt, um so Ei um Ei zu deponieren. Die Räupchen schlüpfen noch im Spätsommer, wo sie, ohne vorher zu fressen, wahrscheinlich am Rande von Grasbüscheln überwintern. Erst im Frühjahr begibt sich das Räupchen zur Futterpflanze, dem Veilchen oder seltener auch der Himbeere. Im Spätsommer können wir den Kaisermantel gelegentlich auch weitab vom Wald in unseren Gärten am Sommerflieder (*Buddleja*) saugen sehen.

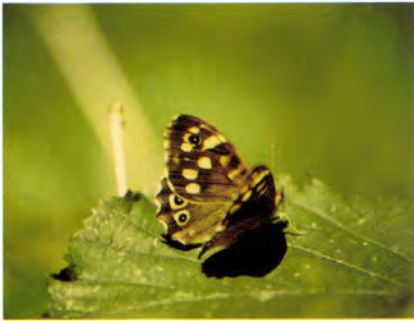


Abb. 3: Waldbrettspiel.

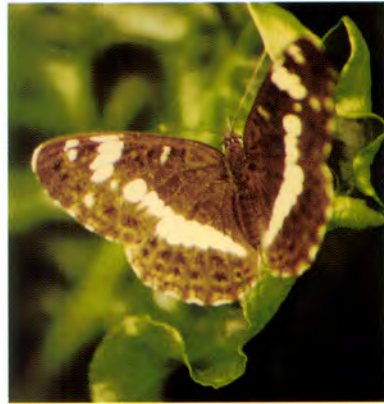


Abb. 4: Kleiner Eisvogel.



Abb. 5: Kaisermantel.

Der **Zitronenfalter** gehört zu den Weisslingen und ist Rekordhalter unter den Schmetterlingen, was die Langlebigkeit betrifft. Während die meisten höchstens einige Wochen alt werden, lebt der Zitronenfalter fast ein Jahr lang. Dieses 'hohe Alter' kann der Falter nur dadurch erreichen,



Abb. 6: Zitronenfalterweibchen auf Buddleja.

dass er sowohl im Winter wie auch im Sommer je eine lange Ruhepause einlegt. Der Falter überwintert im Freien, z.B. in dichtem Efeuwuchs am Fusse von Bäumen. Durch Reduktion des Körperwassers schützt er sich vor Frost. Im zeitigen Frühling ist er der erste Schmetterling, der bei milder Witterung bereits Ende Februar gelegentlich gesehen werden kann. Die Raupe entwickelt sich, wie diejenige des Waldbrettspiels, des kleinen Eisvogels und des Kaisermantels, im Waldessinnern. Das cremigweisse Weibchen legt die Eier zuvorderst an den Triebspitzen auf jungen Blättern, Zweigen und Knospen von Faulbaum oder Kreuzdorn. Das Männchen weist die typisch zitronengelbe Grundfarbe auf. Der Zitronenfalter fliegt an Waldrändern und in walddnahem, buschigem Gebiet. Als eifriger Blütenbesucher kommt er auch gerne in unsere Gärten (Abb. 6).

Das **Landkärtchen**, ein weiterer Edelfalter, ist wohl einer der merkwürdigsten Tagfalter, da er in zwei stark verschiedenen Farbvarianten erscheint (Abb. 7 + 8). Die Frühlingsgeneration fliegt im Mai, die Sommergeneration von Mitte Juli bis Mitte August. Letztere kann mit etwas Glück im Tüfmoos und oberhalb des Mühleweiher saugend auf Wasserdost oder auf Rossmintze beobachtet werden (Abb. 9). Der Name des Landkärtchens ist abgeleitet von seiner Flügelunterseite, die ein Gittermuster aus hellen Adern und Querlinien trägt. Eine weitere Eigenart dieses Falters ist das Ablegen der Eier in Türmchen an die Blattunterseite von Brennesseln (Abb. 10). Der Standort dieser Futterpflanze befindet sich vorzugsweise entlang von buschbewachsenen Bächen, in Waldlichtungen oder auf der Nordseite von Waldrändern. Da das hübsche Landkärtchen selten ist und eher lokal vorkommt, müssen wir für seine Fortpflanzung Brennesselbestände an schattigen, etwas feuchten Stellen und ein genügendes Angebot von Blütenpflanzen in Waldnähe erhalten.

Speziell für unsere Waldschmetterlinge braucht es oft nur geringfügige Veränderungen, wie die Begradigung eines Waldrandes oder das Asphaltieren eines Waldweges, damit ihnen die Lebensgrundlage entzogen wird. Auch sollten wir uns hüten, Waldrandsträucher und blütenreiche Nektarquellen wie Schlehen, Liguster, Kreuzdorn, Brombeeren, Waldgeissblatt und Weidenkätzchen auszuholzen. Dasselbe



*Abb. 7: Landkärtchen,
Frühlingsgeneration.*



*Abb. 8: Landkärtchen,
Sommergeneration.*



Abb. 9: Landkärtchen auf Rosminze.



*Abb. 10: Landkärtchen-Weibchen
beim Ablegen von Eiertürmchen.*

gilt für die Raupenfutterpflanzen. Die Blütenpflanzen, die von den Waldschmetterlingen am häufigsten aufgesucht werden, wie etwa Wasserdost, Zwergholunder, Brombeerblüten, wilder Dost und Disteln, dürfen wir ebenso wenig entfernen.

Aber auch alle anderen Schmetterlinge, welchem Lebensraum sie auch immer angehören mögen, verdienen unseren Schutz, denn - wie sagt die kleine Geschichte zu Anfang des Berichts: *Ein einziger Schmetterling hebt das Gewicht der Erde auf. Es wäre nicht auszuhalten ohne Schmetterlinge.*

Rosette Chaudhuri-Locher

Bildernachweis:

Abb. 1, 3-6 u. 9 sind eigenes Bildmaterial, ausschliesslich in Maur fotografiert. Abb. 2, 7, 8 u. 10 aus: *Tagfalter und ihre Lebensräume*, (Hrsg.: Schweizerischer Bund für Naturschutz, mit freundlicher Genehmigung), aus welchem auch verschiedene Daten zu den einzelnen Schmetterlingen stammen.

Unsere Pflanzen und Pflanzengesellschaften

1922 schrieb der Verfasser der *Naturgeschichte der Gemeinde Maur*, Dr. Helmuth Gams, ein Freund von Pfarrer G. Kuhn und späterer Professor für Botanik an der Universität Innsbruck, im Vorwort zu diesem schmalen Bändchen: "Er (der Verfasser) hat das Gemeindegebiet schon als Kantonsschüler und als Student der Zürcher Universität seit mehr als 10 Jahren oft durchstreift und dabei nicht nur Erholung und Belehrung, sondern auch ungetrübten Naturgenuss gewonnen. Dazu auch andern zu verhelfen, ist das Ziel dieser Arbeit. Sie wendet sich nicht an Fachgelehrte, sondern in erster Linie an die Einwohnerschaft selbst."

Heute, 75 Jahre später, lässt sich Naturgenuss und Erholung auf unserem Gemeindegebiet glücklicherweise immer noch finden. Mit diesem kleinen Beitrag, der sich mit der Arbeit von H. Gams natürlich nicht vergleichen lässt, verfolgen wir jedoch ein gleiches Ziel, nämlich den Einwohnern von Maur einen Teil der Pflanzenwelt unserer Gemeinde zu schildern, ihnen Blumen, Sträucher und Bäume näher zu bringen.

Vieles hat sich in den letzten 75 Jahren verändert in unserer Umgebung. Meliorationen, Güterzusammenlegung und Modernisierung der Landwirtschaft hinterliessen ihre Spuren genau so wie die hektische Bautätigkeit seit den 60er Jahren. Viele Pflanzenarten und Pflanzengesellschaften vermochten sich trotz allem zu behaupten, wenn auch in reduzierter Zahl und auf reduziertem Gebiet. Es lohnt sich, ihnen nachzuspüren, sie zu suchen. Und die Freude ist gross, wenn man unvermutet auf einen Schwalbenwurz-Enzian trifft oder auf eine Wegböschung, die mit Prachtnelken geschmückt ist (Abb. 1).

Die vorliegenden Ausführungen handeln von Pflanzen und Vegetation am Hang des Pfannenstils. Ihretwegen wird das Seeufer vernachlässigt.



Abb. 1: Prachtnelke.

1. Wald

Der Gemeindebann Maur ist zu einem guten Viertel von Wald bedeckt. Wenige Prozent davon sind in naturnahem Zustand. 'Naturnah' sind nach dem vom Oberforstamt und vom Amt für Raumplanung herausgegebenen Buch über 'Die Waldstandorte des Kantons Zürich' *Bestände mit einem minimalen Anteil an ökologisch problematischen Baumarten*. Als 'ökologisch problematisch' gelten Arten, die am betreffenden Ort nicht natürlicherweise vorkommen, sondern gepflanzt wurden oder ggf. verwildert sind (standortsfremd). Die Rottanne (Fichte) ist bei weitem die häufigste dieser problematischen Arten. Sie wird seit langem in grossen Mengen ausgepflanzt. Ob sie z. B. zuoberst am Pfannenstil von Natur aus vereinzelt vorkommt, ist nicht ganz sicher. 'Naturferne' Bestände bestehen zu einem höheren Anteil (mehr als 10%) aus solchen Arten wie die Fichte. Wald, der mehr als 75% standortsfremde Baumarten enthält, wird als 'naturfremd' bezeichnet. Etwa die Hälfte des Maurmer Waldes gehört in diese Kategorie.

Was ist denn natürlicher Wald? Wie sah der Wald im ursprünglichen Zustand vor der Besiedlung unserer Gegend durch die Menschen aus? Manches lässt sich aus den Verhältnissen in den heute noch naturnahen Wäldern und aus Pollenanalysen erschliessen (vgl. S. Wyder, S. 20-22).

1. Der vorgeschichtliche Wald bedeckte das ganze Gebiet, mit Ausnahme von sehr nassen Stellen. Äcker, Wiesen, Weiden und Streuwiesen sind, jedenfalls in Mitteleuropa, künstliche Lebensräume. Von diesem ausgedehnten Urwald sind, neben einigen kleineren, sieben grössere Waldstücke übrig geblieben: Der Hasenbühl als Teil des Sennholzes, das Wassbergholz, der Äscherberg am Schönbühl, das Uessiker Holz mit den beiden Tobeln des Mühlebachs und des Schulhausbachs, die Tanneten, der Wald um das Bachtobel über dem Dorf Maur und das Maurholz im weiteren Sinn. Nichts davon blieb aber vom Einfluss der Menschen verschont.

2. Der Urwald sah nicht immer gleich aus. Man kann aber davon ausgehen, dass es seit dem Ende der Römerzeit keine tiefgreifenden natürli-

chen Veränderungen mehr gab. Wahrscheinlich würden sich wieder weitgehend die damaligen Verhältnisse einstellen, wenn man die Wälder sich selbst überliesse.

3. Der Wald, den die Alemannen bei ihrer Einwanderung vor ca. eineinhalb Jahrtausenden vorfanden, war zum weitaus überwiegenden Teil Buchenwald. Noch heute ist die Buche bei uns der häufigste Waldbaum. Den verschiedenen Bodenverhältnissen entsprechend, gab es daneben, und gibt es noch, auch andere Waldtypen.

Im Rahmen der 'Vegetationskundlichen Kartierung der Wälder im Kanton Zürich' (1982 – 88) wurden auch die Waldflächen der Gemeinde Maur bearbeitet. Auf der entsprechenden Karte sind die Pflanzengesellschaften eingetragen, die auf längere Dauer zu erwarten sind, wenn man jede Pflege des Waldes einstellen würde. Das Vorkommen bestimmter Pflanzenarten deutet auf bestimmte Eigenschaften des Standortes hin, der Geissbart z. B. auf hohe Luftfeuchtigkeit. Genauso zeigt eine Pflanzengesellschaft als Ganzes die Klima- und Bodenverhältnisse am betreffenden Ort an.

Dreizehn verschiedene Waldgesellschaften sind in der Gemeinde Maur zu finden. Zählt man die etwas abweichenden Ausbildungen dazu, sind es genau dreissig. Sie lassen sich zu drei Hauptgruppen zusammenfassen: 1. Die *Buchenwälder*, die grösstenteils unter mittleren Verhältnissen vorkommen und im ganzen Kanton die grösste Fläche einnehmen. 2. Die *Eschenwälder*, die hauptsächlich auf feuchten bis nassen Böden stocken. 3. Ein *Föhrenwald*, der in der Gemeinde nur an einer einzigen Stelle vorkommt.

Aus dieser Vielfalt seien hier nur zwei Beispiele herausgegriffen und näher beschrieben. Das eine ist die häufigste Gesellschaft, nämlich der typische Waldmeister-Buchenwald (Abb. 2). Er kann fast überall in unserer Gemeinde in mehr oder weniger veränderter Form angetroffen werden. Oft stehen aber an seiner Stelle Fichtenforste. Das andere Beispiel ist der Orchideen-Föhrenwald (Abb. 3). Dieser findet sich nur auf kleiner Fläche im Zieglerholz oberhalb Uessikon. Der Bestand wird von einem Waldsträsschen durchschnitten und ist nicht typisch ausge-



Abb. 2: Waldmeister-Buchenwald
(Zieglerholz oberhalb Uessikon).



Abb. 3: Orchideen-Föhrenwald
(Zieglerholz).

bildet. Beide Waldformen bekommt man auf einem kurzen Spaziergang durch das Uessiker Holz zu sehen.

Typischer Waldmeister-Buchenwald

In seinem Buch über die *Vegetation Mitteleuropas* schreibt Ellenberg: "Als gesichert darf gelten, dass die Rotbuche zur Bildung strauchschichtarmer Hallenwälder neigt, in denen knapp 60jährige bis weit über 100jährige Bäume ein ziemlich gleichmässig hohes Kronendach tragen. Wo die überalterten Bäume einzeln absterben, kommt gruppenweise oder auf der ganzen Fläche der Buchenjungwuchs auf, der in jedem 'Mastjahr', also etwa alle drei bis acht Jahre, reichlich keimt, aber im dicht geschlossenen Walde durch Lichtmangel sowie durch die Wurzelkonkurrenz der Altbäume und durch Schädlinge zugrunde geht. Die Natur arbeitet also ganz ähnlich wie der Förster im sogenannten 'Dunkelschlagverfahren', bei dem durch Verjüngung reine, gleichwüchsige Bestände entstehen." Diese Beschreibung bezieht sich zwar auf Buchen-

Urwälder, gilt aber auch für den naturnah bewirtschafteten Waldmeister-Buchenwald. Heute muss man allerdings fast jedes Jahr mit einem Mastjahr rechnen, in dem die Buchen sehr reichlich blühen und Buchnüsschen tragen.

Wer mit offenen Augen durch einen solchen Wald geht, kann sich wirklich in einer hohen Säulenhalle wäghen. Die 'Säulen' sind zur Hauptsache die silbergrauen Stämme hoher Buchen. Sie sind oft verziert, wie der Botaniker Gams in seiner *Naturgeschichte der Gemeinde Maur* zu berichten weiss: "An den glatten Stämmen der Buchen und Weisstannen fallen vor allem auf die sternförmig oder buchstabenförmig verzweigten Sporenbehälter der Schriftflechte ..., die mit andern Krustenflechten ... oft fast die ganzen Stämme überzieht. Sehr häufig kommen dazu neben einigen der genannten Laubmoose zwei Lebermoose, die sich in flachen, angepressten Rasen auf der Rinde strahlen- oder ringförmig ausbreiten: die hellgrüne *Radula complanata* ... und die violettbraune *Frullania dilatata* ... Beide tragen an ihrer Unterseite kleine Becher, 'Wasserschläuche'. Das darin zurückgehaltene Wasser kommt sowohl dem Lebermoos wie den in den Bechern lebenden Tierchen (besonders Rädertiere ...) zugute."

Zwischen den Buchen können in geringer Zahl Stiel-Eiche, Hagebuche, Kirschbaum, Esche und Bergahorn stehen. Sträucher gibt es fast nur, wo in einer Lücke etwas mehr Licht einfällt. Unter ihnen finden sich Schwarzer Holunder ('Holder'), Rote Heckenkirsche ('Beiwidli') und Brombeeren ('Braametörn'). Moose sind am Boden kaum zu finden, weil das schwer zersetzbares dürre Buchenlaub ihre Ansiedlung verhindert. Nur wo das Laub weggeblasen ist, wächst in dichten, dunkelgrünen Rasen das Katharinenmoos (Abb. 4).



Abb. 4: Katharinenmoos mit Sporenkapsel.



Abb. 5: Ährige Rapunzel.



Abb. 6: Blühender Horst der Wald-Segge.

hirse und Einbeere. Von diesen sind kaum je alle vorhanden oder weitere, z.B. der Waldfarn (Abb.

7), können dazukommen. Zur Rapunzel ist zu vermerken, dass ihre rübenartige Wurzel und ihre jungen Blätter als Gemüse gegessen werden können. Die Einbeere hingegen ist eine giftige Pflanze. Es fällt auf, dass diese Kräuter des Unterwuchses fast alle im frühen Frühling blühen, zu einer Zeit also, zu der die Buchen noch nicht ausgetrieben haben.



Abb. 7: Waldfarn - eine Pflanze, die mit wenig Licht auskommt.

Orchideen-Föhrenwald

Ob die so bezeichnete Fläche heute noch diesen Namen verdient, ist fraglich. Wald-Föhren gibt es zwar dort, sogar in auffallend hohen Exemplaren. Beigemischt findet man den anderen für diese Gesellschaft typischen Baum, den Trockenheit anzeigenden Mehlbeerbaum. Hingegen waren, jedenfalls im Jahr 1996, in diesem lichten Wald keine Orchideen zu finden.

Dafür wachsen mit der Feld-Rose und dem Schlehdorn zwei 'Kalksträucher', die für den Föhrenwald typisch sind. Auch in der Krautschicht gibt es Kalkzeiger, nämlich die Schlawe Segge und das Nickende Perlgras. Grasartige Pflanzen dominieren überhaupt. Zu diesen zählt das hochwüchsige Pfeifengras, welches stark wechselnde Bodenfeuchtigkeit anzeigt. Es ist in Maur nicht eben häufig, schon gar nicht im Wald.

Weitere Besonderheiten, die allerdings nicht so recht zum Orchideen-Föhrenwald passen wollen, sind Adlerfarn, Heidekraut und das Weissmoos (Ordenskissen). Sie alle sind Säurezeiger. Sie wachsen denn auch nur auf den oberen Kanten der Wegböschung, wo der Kalk des Bodens ausgewaschen ist. Ähnliches ist an der äussersten Kante des Bachtobels oberhalb des Dorfes Maur zu beobachten. Dies sind zwei von den wenigen Stellen in der Gemeinde, an denen Pflanzen saurer Böden gedeihen.

Beim Vergleich dessen, was heute an Föhrenwald hier vorkommt, mit dem was Gams anfangs Jahrhundert an solchen und ähnlichen Stellen gefunden hat, wird man sehr nachdenklich. Da gab es neben dem Bunt-Reitgras 'zahlreiche Orchideen', darunter zwei Ragwurz-Arten, ferner Berg-Klee und zwei Enziane. Einen der beiden letzteren, den Gewimperten Enzian, fand man noch vor wenigen Jahren oberhalb des Dorfes, allerdings an einer Stelle, an der sein Ende vorauszusehen war. Noch ein Wort zur Wald-Föhre: Sie gehört zu den wenigen Baumarten, die fast überall vorkommen können, wo Baumwuchs überhaupt möglich ist. Wo sie gepflanzt ist, kann man sehen, dass sie auf guten Böden besonders gedeiht. Durch Konkurrenz der Buche wird sie aber auf

trockene oder saure Standorte verdrängt. Sie hat unter natürlichen Bedingungen nur dort eine Chance, wo sie zwar selber kleinwüchsig bleibt, die Buche aber gar nicht zu wachsen vermag.

Ob der beschriebene Föhrenbestand nun zu einer bestimmten Waldgesellschaft gehört oder nicht, ist weniger wichtig. Wegen seiner Besonderheit ist er so oder so schützenswert. Von jeder vorkommenden Waldgesellschaft wenigstens einen guten Bestand zu haben, der besonderen Schutz genießt, wäre ein schönes Ziel für eine Gemeinde. Sogar der Waldmeister-Buchenwald hat Unterstützung nötig. Er stockt ja vor allem auf ebenen oder wenig geneigten, fruchtbaren und frischen Böden. Diese sind einerseits für die landwirtschaftliche Nutzung sehr geeignet und daher seit langem als Grünland genutzt oder unter dem Pflug. Andererseits sind diese Lagen auch der forstlichen Nutzung leichter zugänglich und ertragreicher als steile Hänge oder vernässte Böden. Das hat dazu geführt, dass diese Waldgesellschaft kaum mehr unverfälscht zu finden ist, obwohl sie natürlicherweise die häufigste wäre. Wäre es nicht ein grosser Verlust, wenn ausgerechnet der häufigste natürliche Waldtyp ganz verschwinden würde? Den wenigen noch naturnahen Beständen kommt daher eine besondere Bedeutung zu. Wo immer möglich sollten sie erhalten bleiben.

2. Hecken, Waldränder und Säume

Nicht alle entwaldeten Flächen sind völlig frei von Bäumen und Sträuchern, die an den einstigen Wald erinnern. Alte Stiche, Bilder und Photographien zeigen, dass **Feldgehölze** und **Hecken** auffällige und charakteristische Bestandteile unserer Gemeinde immer schon waren und auch heute noch sind. Sie folgen Bachläufen und Flurwegen, markieren Hangkanten und besiedeln alte Kiesgruben. Sie beleben und bereichern den Pfannenstilhang.

Unsere Flora hält eine Fülle von Bäumen und Sträuchern bereit, die sich an solchen Kleingehölzen beteiligen können. Es sind vor allem Lichtholzarten, die im tiefen Schatten kümmern und zugrunde gehen würden. Hartriegel, Liguster, beide Schneeballarten, Haselsträucher, Rote

Heckenkirsche, Schwarzer Holunder. An sonnigen Standorten gedeihen zudem Schleh- und Weissdorn sowie Hagrosen. Pfaffenhütchen und Kreuzdorn finden sich zu mehr oder weniger dichten Hecken zusammen (Abb. 8). Oft sind sie von Lianen, wie der Waldrebe ('Niele'), übersponnen. Mit Blüten, Früchten und buntem Herbstlaub bilden sie den Jahresablauf ab. Sie sind Warten für Turmfalken und Würger, Dickichte für Fallensteller wie Spinnen, Nistplätze für Singvögel, Verstecke für Erdkröten und Eulen und bieten günstige Winterquartiere für Igel. Sie vernetzen naturnahe Lebensräume einer Landschaft und bieten sich als Wanderwege für Hermelin und Hasen an. Nützlinge wie Marienkäfer, Schwebfliegen und Schlupfwespen finden in Hecken genügend Nahrung, gute Fortpflanzungsbedingungen und Überwinterungsgelegenheiten. Diese Arten, und viele andere mehr, leisten einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung des biologischen Gleichgewichtes.



Abb. 8: Schlehdornhecke in der Fluh.

Niederhecken, die lediglich aus Sträuchern von zwei bis vier Metern Höhe bestehen, treffen wir in Maur relativ selten. Viel häufiger sind Baumhecken, welche entlang von Bächen wachsen. Eschen, Weiden

und Schwarzerlen sind darin die vorherrschenden Arten. Die Artengarnitur wird durch Zitterpappeln, Eichen, Bergahorn und Kirschbäume, seltener durch Vogelbeerbäume und Feldahorn ergänzt.

Waldränder bilden den Übergang vom Wald zum offenen Land. Gebüschmäntel, in Struktur und Funktion den Hecken sehr ähnlich, müssten als Kontaktzonen zwischen zwei Lebensräumen, dem Wald und dem offenen Land, eigentlich besonders artenreich sein. In Maur grenzen die Wälder in fast allen Fällen an Wege, Weiden oder Mähwiesen. Der Übergangsbereich ist schmal ausgebildet. Mahd, Beweidung und der alljährliche Schnitt der Sträucher unterdrückt die Ausbildung einer vielgestaltigen Übergangszone. Leider beeinträchtigt diese Nutzung oft vor allem die den Hecken und Waldrändern vorgelagerten Krautsäume.

Krautsäume mit üppigen, ausdauernden Stauden sind in unserer Gemeinde vor allem auf frischen, nährstoffreichen Böden anzutreffen. Diese Bedingungen finden sie natürlich nicht nur an Waldrändern und entlang von Hecken, sondern auch im Siedlungsgebiet, im Dorf. Wenige Stellen nur zeigen wärmeliebende Krautsäume auf eher trockenen Standorten.

Die ökologische Bedeutung der Krautsäume ist unbestritten: Sie stellen den Lebensraum für gefährdete Pflanzenarten, sind Lebens- und Schutzstätte bodenbrütender Vögel, Spinnen und Insekten und bieten ein reiches Nektarangebot für Bienen und Falter. Durch ihren Blütenreichtum fallen sie auf und tragen zur Belebung des Landschaftsbildes bei.

In Maur stösst man entlang von Waldrändern und Hecken immer wieder auf dieselben Arten. Waldziest, Hasenlattich, Wald-Witwenblume, Schlüsselblume, Knautgras, Acker-Schachtelhalm und einige wenige Herbstzeitlosen besiedeln beschattete Waldränder. Hin und wieder gesellt sich eine Tollkirsche dazu, wie auch andere grossblättrige Stauden: Mädesüss, Wasserdost und Geissbart. Hexenkraut und Brennesseln vervollständigen das Bild, und selten findet sich die Nesselblättrige Glockenblume. An sonnigeren Stellen bietet sich ein etwas vielfältigeres Bild. In Rasen der Zypressen-Wolfsmilch mischen sich Dost (Oregano), Vogel- und Zaunwicke. Einige wenige Königskerzen setzen markante

Akzente. Hier auch sind Doldenblütler zu treffen, die dem Saum sein spezifisches Gepräge geben: Baumtropfen (Geissfuss) und Bergkerbel. Diese Säume vermitteln einen sommerlichen Eindruck, der durch das Gesumm der Blütenbesucher noch verstärkt wird.

Das Bild einer artenarmen, aber sehr eindrücklichen Staudenflur, die im Chratten sehr schön ausgebildet ist, wird allein von Herden des Zwerg-Holunders bestimmt (Abb. 9). Dieser als giftig geltende Staudenholunder schmückt sich im Sommer mit weissen Blütendolden, im Herbst mit schwarzen Beeren, die von Vögeln gefressen werden. Er ist eine unduelsame, konkurrenzstarke Pflanze, die ihren Wuchsort über Jahre hinaus behauptet. Andere Arten kommen neben ihm kaum auf.



Abb. 9: Beerenstand des giftigen Zwerg-Holunders.

Im Süessblätz, bei der vorderen Kiesgrube, zieht sich zwischen Wald und Strasse eine besonders bunter Saum hin, interessant deshalb, weil er als einziger wärmeliebende Arten enthält. Hauhechel ist hier anzutreffen, die Weisse Schwalbenwurz (Abb. 10) und Wirbeldost. Neben der



Abb. 10: Die Schwalbenwurz, die einzige Vertreterin der Seidenpflanzengewächse in der Schweiz.

Witwenblume steht die ihr zum Verwechseln ähnliche Skabiose, Gaman-der-Ehrenpreis und Rauhaaar-Veilchen zeigen ihre blauen Blüten, gelb leuchten Odermennig und das Tüpfel-Johanniskraut. Nicht zuletzt soll auch die niederliegende Bärenschoote genannt werden, hat sie doch hier ihren einzigen Fundort in der Gemeinde.

Die Säume des Siedlungsgebietes empfinden manche Menschen als unschön, unordentlich und verwahrlost. An Zäunen, entlang von Mauern, auf Schutt-

plätzen und Ödland, oft auch in Gartenhecken fristen Brennesseln, kleinblütige Weidenröschen, Knoblauchrauke, Ackerdisteln, Kletterpflanzen wie Kletten-Labkraut und Zaunwinde ihr oft verachtetes Dasein. Diese 'Unkraut'-Gesellschaft ist sehr aufnahmebereit für Einwanderer. Der Kanadischen Goldrute und dem Riesen-Bärenklau gelingt es sogar, die Herrscherrolle über die einheimischen Arten zu übernehmen. Menschen früherer Zeiten kannten aber die Heilkräfte mancher dieser Arten und wussten um die Bedeutung, welche diese 'unordentliche' Pflanzenansammlung für die Menschen hat.

3. Äcker und Wiesen

Mehr als die Hälfte des Gemeindegebietes wird landwirtschaftlich genutzt. Davon ist wiederum die Hälfte als Fruchtfolgefläche geeignet und wurde vom kantonalen Landwirtschaftsamt dementsprechend ausgeschieden. Angebaut wird in erster Linie Brot- und Futtergetreide sowie Mais. Hackfruchtkulturen machen lediglich 0.5% der Fruchtfolgeflächen aus und beschränken sich fast ganz auf den Anbau von Kartoffeln.

Der Getreidebau konzentriert sich vor allem auf die unteren Lagen der Gemeinde und hier ist nach der **Begleitflora der Getreideäcker** zu suchen. Sie ist kurzlebig, wird sie doch alljährlich umgepflügt, das heisst vernichtet. Ihre Arten sind daher mehrheitlich einjährige 'Unkräuter'. Im Zuge des rationalisierten Ackerbaus ist ihre Artenzahl zurückgegangen. Korn- und Mohnblumen, oft geschildert und besungen, sind aber neuerdings wieder vereinzelt in Ackerrandstreifen zu finden. Doch wer sich die Zeit nimmt, ein Stoppelfeld zu durchsuchen, trifft auf mancherlei Kostbarkeiten. Sobald ein Getreidefeld unter Bedingungen der Integrierten Produktion bewirtschaftet wird, stellen sich unter anderen der unscheinbare Ackerfrauenmantel, die zart rötliche und abends duftende Ackernelke oder gar das Eiblättrige Schlangenmaul ein. Letzteres trägt, im Widerspruch zu seinem Namen, kleine, gelbe, dem Löwenmäulchen ähnliche Blüten mit kecken schwarzen Flecken auf der Oberlippe. Diese Art, wie auch die Ackerröte, einem zarten, violettblühenden Labkraut vergleichbar, und die Acker-Wolfsmilch fanden sich auf einem Acker bei Neuhaus mit Extenso-Weizen und auf Äckern zwischen Schuepwis und Geeren. Dass diese Pflanzen nach langjähriger Abwesenheit wieder auftauchen, ist wohl ihren Samen zu verdanken, die, lange Zeit im Boden begraben, keimfähig bleiben können.

Maisfelder sind in der Regel unkrautfrei. Die neuzeitliche Bewirtschaftung und der Lichtmangel im Feld erlauben lediglich noch verschiedenen Hirsearten Wachstum und Versamen. In den letzten zehn Jahren konnte man auch in unserer Gegend die Einwanderung einer neuen Hirseart, der Gabelblütigen Hirse, beobachten. Diese aus Nordamerika stammende Art muss heute zu den Problem-Unkräutern der Maiskul-

turen gerechnet werden, da sie, wie die anderen Hirsen, unempfindlich ist gegen die Pflanzenschutzmittel, die speziell in Maisfeldern eingesetzt werden. Das einheimische Acker-Stiefmütterchen wurde von H. Gams bereits als 'Acker-Unkraut' erwähnt. Unter dem Einfluss von Herbiziden und Dünger entwickelte diese Art resistente Typen, die in Maisfeldern oft recht grosse Flächen zu besiedeln vermögen. In einem Maisacker bei Aesch kann man sogar Hundspeterli, Klatschmohn und den Schlitzblättrigen Storchschnabel entdecken.

Die **Begleitflora der Hackfruchtkulturen**, also der Kartoffelfelder, ist uns allen bekannt, finden wir sie doch auch auf Gartenbeeten. Meist sind sie mit ihren oft kleinen, weissen oder grünlichen Blüten wenig attraktiv (Gänsefuss-Arten, Melden, Hirtentäschchen, Vogelmiere). Diese Arten, wie auch die Gemeine Gänsedistel, Kriechender Hahnenfuss und der erst vor hundert Jahren in die Schweiz eingewanderte Persische Ehrenpreis, sind auf nährstoffreiche Böden angewiesen und fühlen sich deshalb auch in Gärten wohl. Gedüngter Boden und Kurzlebigkeit – drei Monate nur vergehen zwischen Keimung und Samenreife – machen sie zu echten Konkurrenten der Gemüsepflanzen und des Sommerflors.

Der von H. Gams erwähnte Acker-Hahnenfuss mit golden schimmern den Blüten und stacheligen Früchten konnte nicht wieder gefunden werden. Vielleicht taucht er, unter weniger intensiver Bebauung einiger Äcker, dem Beispiel anderer verschollener Arten folgend, wieder auf. Erfreulicherweise kennen wir hingegen Stellen, vor allem entlang von Feldwegen, aber auch an Quartierstrassen, wo der Milchstern immer noch bei Sonnenschein seine schneeweissen Lilienblüten öffnet.

Liebevoll beschreibt H. Gams den Jahresverlauf der Pflanzendecke der Fett- oder Mähwiesen, der **Fromentalwiesen**. Sie boten zu seiner Zeit ein abwechslungsreiches Farbenspiel. Und doch wurden sie auch damals mehr oder weniger intensiv genutzt, wobei man es aber meist bei Heuet und Emdet sowie einer Beweidung im Herbst belliess. Diese bunten Fromentalwiesen, in denen im Mai und Juni Margriten, Hopfenklee, Hornklee, 'Habermarch' (Abb. 12), Salbei und Witwenblumen blühen, Fettwiesen zu nennen, kommt uns merkwürdig vor. So bürgerte sich ein, sie als Magerwiesen zu bezeichnen. Nährstoffarme Wiesen, d.h.

Wiesen mit Aufrechter Trespe (Burstgras), die eine extensive Nutzung verlangen, kamen, nach Gams, schon früher in Maur kaum vor. Am Nordosthang des Pfannenstils sind nährstoffreiche, frische Böden die Regel und verhindern das Aufkommen von Trespenwiesen, den sogenannten Halb-Trockenrasen.

Einige besonders beliebte Arten der Fromentalwiesen konnten an Stellen, wo der Boden wenig tiefgründig ist, ausharren oder sind auf wenig genutzte Standorte wie Wegböschungen oder gar die grünen Mittelstreifen von Feldwegen ausgewichen. Östlich vom Kreuzbühl, oberhalb Uessikon und beim Süessblätz sind solche Stellen zu finden. Skabiosen, Wegwarten, Flockenblumen und Witwenblumen blühen noch Ende August; Horn- und Hopfenklee zeigen ihre gelben Köpfchen ein zweites Mal, und die wilde Möhre ('Rüebli') entfaltet die weissen, zarten Dolden. Bereits künden die Fruchtstände der Aufrechten Trespe, die ersten Herbstzeitlosen und Augentrost den nahen Herbst an. Rosetten von Schlüsselblumen, Wiesenschaumkraut, Margriten und Wiesensalbei hingegen erinnern an die Blütenpracht früher im Jahr. Rund ein Viertel des Maurmer Gebietes wird in Form von Naturwiesen bewirtschaftet, in welche Wiesenblumen, von den genannten Refugien aus, wieder einwandern könnten.

Mähwiesen und **Mähweiden**, die als Bestandteil der Fruchtfolgeflächen intensiv genutzt werden, sind wenig artenreich. Sind sie neu angesät, herrschen Raigräser, Rispengräser sowie Weissklee vor. Sie werden stark gedüngt und früh und sehr häufig genutzt. Werden sie weniger oft gemäht und beweidet, stellen sich weitere Arten ein. Wer kennt nicht den Frühlingsaspekt solcher Wiesen: Über dem goldenen Untergrund aus Löwenzahn erheben sich schaumähnlich die Dolden des Wiesenkerbels. Die rötlichen Rispen des Sauerampfers und das Wiesenschaumkraut vervollständigen die Farbpalette. Nach jeder Mahd präsentieren sie sich wiederum saftig grün und versprechen einen guten Ertrag.

3. Hangriede

Moore sucht man heute vergeblich auf Maurmer Gebiet. H. Gams schilderte 1922 die letzten Reste der ehemaligen **Hochmoore** im östlichen Teil der Kilchwies (Guldenen) und das damals noch reichhaltigere und besser erhaltene **Flachmoor** von Kellen beim Süessblätz. Abtorfung und Entwässerung verwandelten die Moore in Streuriede, auf denen das Pfeifengras (Besenried) vorherrschte. Heute präsentieren sich diese zwei Landschaftsräume als Wiesland. **Pfeifengrasriede** sind aber in kleinen Flecken auf Maurmer Boden immer noch anzutreffen. Es handelt sich dabei meistens um Hangriede auf durchsickerten, selten trocken fallenden Böden.

Ein besonders eindruckliches Hangried, das zu den wenigen überregional geschützten Flächen unserer Gemeinde gehört, liegt bei Neuhaus



Abb. 11: Mehlprimel.

(Badholzwiese). Diese kleine Streuwiese bietet zu jeder Jahreszeit ein reizvolles Bild. Während einiger Wochen im Frühling bilden die rosa Blüten der zahlreichen Mehlprimeln (Abb. 11) einen lebhaften Kontrast zu den purpurnen Kerzen des Kleinen Knabenkrautes. Bald entfaltet das fleischfressende Fettblatt seine blassgrünen Rosetten. Es kommt in zwei Arten vor: Das Alpen-Fettblatt mit weissen, das Gemeine Fettblatt mit blauvioletten Blüten. Wenig später zeigt der aufgeblasene Enzian azurblaue Blüten. Kontraste setzen die düsteren Blütenstände der Schwarzen Kopfbünse. Noch drei weitere Enzianarten sind auf der Badholzwiese anzutreffen: Mehrblütige (Lungen- und Schwalbenwurz-Enzian) sowie die zwei

bescheideneren Einjährigen (Gefranster und Deutscher Enzian). Zeigen sich die gelblichen Trauben der Liliensimse (Abb. 13), fruchten auch



Abb. 12: Habermarch.



Abb. 14: Die Blüten des Sumpf-Storchschnabels beleben das herbstliche Ried.

Abb. 13: Blütenstand einer Lilien-Simse.



Abb. 15: Einer der sechs Enziane, die auf Maurmer Boden zu finden sind, der Schwalbenwurz-Enzian.



bald die Wollgräser, die in manchen Jahren die Riedwiese mit einem Meer von weissen Flocken überziehen. Inzwischen wächst das Pfeifengras heran. Seine violetten Rispen und die lila Blütenköpfe des Teufelsabbisses leiten das Ende der Vegetationsperiode ein.

Zwei weitere Hangriedchen im Chratten (Vordere Wannwis) und bei der Platte lassen diesen grossen Reichtum an seltenen Arten vermissen. Das Strand-Pfeifengras dominiert. Seine imposanten Horste und die übermannshohen Halme vermögen aber die leuchtend roten Sterne des Sumpf-Storchschnabels (Abb. 14) nicht zu verdecken. Im Chratten fallen im Frühsommer die eleganten Blüten der Gelben Schwertlilie, im September auch einige stattliche Stauden des Schwalbenwurz-Enzians (Abb. 15) auf. Stolz erhebt die Wilde Brustwurz ihre grossen Dolden, die dauernd von Käfern, Fliegen, allerlei Wespen und Bienen umschwirrt sind. Teufelsabbiss, Blutweiderich und Färberscharte tragen das Ihre zur Farbenpracht bei. Eine kurze Untersuchung erbrachte gegen fünfzig Arten, von denen Akelei, Frühlings-Schlüsselblume ('Eerezeieli'), Silge, Klappertopf und Rundblättrige Glockenblume erwähnenswert sind.

Bedrohlich aber erhebt sich gegen den Waldrand hin eine Phalanx des Drüsigen Springkrautes. Die ursprünglich aus dem Himalaja stammende Art ist bei uns seit 70 Jahren als Gartenpflanze bekannt. Sie hat sich unterdessen in manchen Gebieten eingebürgert, auf dem Gemeindegebiet vor allem entlang des Uessiker Dorfbaches. Es bildet, obwohl nur einjährig, hohe, üppige Bestände, welche ursprüngliche Arten zurückzudrängen oder sogar zu verdrängen vermögen.

Das Pfeifengrasried in der Platte besticht im Herbst vor allem durch den dichten, einheitlichen Wald aus parallel aufsteigenden, biegsamen Halmen des Pfeifengrases. Durchwirkt ist er von den Blütenständen der Spierstaude (Mädesüss) und des Gilbweiderichs. Diese beiden Arten gehören wie auch Baldrian, Kohl-Kratzdistel und Blutweiderich zu der Gesellschaft der **Hochstauden**. Es sind hohe, grossblättrige und üppig wachsende Kräuter und deshalb nährstoffbedürftig. Sie zeigen, wie auch Knotenbinse und Schilf, in den Boden der Hangriede eingeschwemmte Nährstoffe an. Alle diese Stauden gehören zum Bestand

der oben geschilderten Hangriede. Sie stehen in starker Konkurrenz zu den typischen Riedpflanzen, die Nährstoffe nicht so gut zu verwerten vermögen. Zur Erhaltung dieser Hangriede ist es immer noch am sichersten, sie mindestens alle zwei Jahre im Spätherbst zu mähen und das abgeschnittene Material zu entfernen.

5. Vielfalt in der Gartenwirtschaft

Wem wäre sie nicht aufgefallen, die bemooste Rosskastanie in der Gartenwirtschaft der 'Schiff lände'? Jedenfalls kennen sie alle, die einmal mit einem kühlen Trunk vor sich in ihrem Schatten gegessen haben.

Bei einer botanischen Untersuchung auf 100 Quadratmetern ihrer nächsten Umgebung kamen 33 verschiedene Moosarten zum Vorschein. Davon wuchsen 21 allein auf diesem einen Baum. Das sind immerhin zwei Prozent von den ungefähr 1'000 Moosarten, die in der Schweiz vorkommen. Sechs von den einundzwanzig gehören zur gleichen Gattung mit dem wissenschaftlichen Namen *Orthotrichum* (viele Moose besitzen keine deutsche Namen). Neben sehr häufigen Arten wie dem Schlafmoos *Hypnum cupressiforme*, das auf allen denkbaren Unterlagen wächst, finden sich der Eichhörnchenschwanz und ein Sack-Lebermoos (*Frullania dilatata*). Es gab aber auch solche, die im Mittelland selten sind und in der Umgebung schon lange nicht mehr gefunden wurden.

Das Beispiel zeigt, dass selbst in einer wenig natürlichen Umgebung einige Besonderheiten vorkommen können und eine grosse Vielfalt herrschen kann. Wenn es sich nicht gerade um grosse Blütenpflanzen handelt, bleibt dies alles im Verborgenen. Das will aber nicht heissen, dass es keine Bedeutung hat.

Moose haben vielfältige Beziehungen zu anderen Lebewesen, unter anderem als Nistmaterial für Vögel. Ausserdem spielen sie im Wasserhaushalt des Bodens eine ausgleichende Rolle. Bei starkem Regen wirkt ein Moostepich wie ein Schwamm, der einen guten Teil des Wassers

aufsaugt und nur langsam wieder abgibt. Gewitterregen würden ohne Moose viel öfter Schäden verursachen. Auch für die Umweltbeobachtung sind Moose in den letzten Jahren wichtig geworden. Mit ihrer Hilfe kann die Belastung mit giftigen Schwermetallen wie Blei, Kupfer, Zink und Kadmium zuverlässiger und einfacher festgestellt werden als mit rein chemischen Methoden.

Die genannte Rosskastanie (Abb. 16) war nicht nur von Moosen bewachsen, sondern von mindestens ebenso vielen verschiedenen Flechten und Algen. Fünf Vogelnester waren zudem auf den Ästen zu finden.



Abb. 16: Die Rosskastanie in der Gartenwirtschaft der 'Schifflande' - ein Bild der Vergangenheit.

Leider musste der Baum gefällt werden, weil er nach dem Bau der neuen 'Schifflande' abzustorben begann. Nicht allein weil er so schön war, sondern auch aus wissenschaftlicher und ökologischer Sicht ist dies ein schmerzlicher Verlust.

Auf Dauer lassen sich solche Vorkommnisse nicht vermeiden. Was man für die Erhaltung solcher Lebensgemeinschaften tun kann, ist, rechtzeitig für Ersatz zu sorgen. Nur ältere Bäume haben eine Borke,

die als Unterlage geeignet ist. Werden im Abstand von 20 bis 30 Jahren junge Bäume der gleichen Art nachgezogen, haben die Bewohner des alten Baumes Gelegenheit, sich auf dem Nachwuchs anzusiedeln.

Naturschutz als kulturelle Pflicht

Wir stellen mit Bedauern fest, dass in der Gemeinde Maur ein grosser Teil der früheren pflanzlichen Vielfalt und damit auch des Tierlebens verschwunden ist. Es konnte aber auch gezeigt werden, dass noch manch' Wertvolles geblieben ist. Wir wollen nicht dabei stehen bleiben, das Verlorene zu beklagen. Wir wollen die vorhandenen Naturwerte erhalten und dort, wo es möglich ist, Beschädigtes wieder herstellen.

Das Kapitel 'Über den Naturschutz' vom Küsnachter Botaniker A. U. Däniker im *Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Zürich auf das Jahr 1942* könnte noch heute kaum aktueller sein: "Naturschutz ist eine Kulturangelegenheit. Auch wenn der Mensch die Natur auf das Einschneidendste umgestalten muss, um sie zu seiner Erhaltung bewirtschaften zu können, so kann es dem Einsichtigen nicht gleichgültig sein, was schliesslich als Folge seiner Umgestaltung wird und was dabei verloren geht. ... Naturschutz ist eine kulturelle Pflicht und eine Notwendigkeit unserer gesamten Generation, unseres Volkes, das durch den Besitz einer unvergleichlichen Heimat gesegnet ist."

Kathrin König Urmi & Edwin Urmi

Bildernachweis:

Fotos von K. König Urmi

Zeichnungen und Abb. 16 von E. Urmi

Die Bäche der Gemeinde Maur

Unsere Gemeinde weist, bedingt durch die ausgeprägte Hanglage, zahlreiche Fliessgewässer auf. Die grossen Höhenunterschiede (Guldenen 781 m.ü.M. und Greifensee 437 m.ü.M.) führten dazu, dass die Bäche tiefe Einschnitte in der Landschaft hinterliessen. Das ist nicht ohne Einfluss auf das Leben in ihnen.

Alte Gewässernamen

Viele alte Gewässernamen sind heute ausser Gebrauch; sie können uns über die frühere Bedeutung der Namensträger und die Einstellung der Bevölkerung zu ihnen manches sagen.

Der Klingenbach bildet die Grenze zwischen Rellikon und Uessikon. Der Letzibach bei der Liegenschaft Klein entwässert das Neugut. Das Bratbächli vor Uessikon, auch Greblerbach genannt, ist ab dem Breitenacker eingedolt. Der Uessiker Dorfbach entspringt im Heuberg und heisst in seinem Oberlauf nach diesem Weiler. Er hat einen zweiten Arm, der in der Guldenen entspringt. Von dort her kommt er durch das wilde, von einem gewaltigen Absturz geprägte Raggentobel (Abb. 1) und wird weiter unten Neuhüslerbach genannt. Er vereinigt sich im Krattentobel, bei der sogenannten Felsgelte, mit dem Uessiker Dorf- oder Mülibach. Er wurde schon früh zum Betrieb einer Mühle in Uessikon genutzt. Die Anlagen wurden in neuerer Zeit zum Teil revidiert, doch hat man wegen der Gefahr eines Dammbrechens den im Wald unmittelbar über dem Dorf gelegenen Mühleweiher vor einigen Jahren trockengelegt und nicht mehr instandgestellt.

Am alten Schulhaus Uessikon vorbei fliesst, von der Wannwies herkommend, der Schulhaus- oder Zehntenbach. In früheren Jahrhunderten soll hier die Zehntenscheune gestanden haben.

Geht man über die Steindrüsen nordwärts Richtung Maur, überquert man den Islen- (Abb. 2) oder Eltisenbach, der auch Lettenbach - und



Abb. 1: Typisch für die Bäche unserer Gemeinde: Absturz im Raggentobel.



Abb. 2: Naturlandschaft am Islenbach.

in seinem Oberlauf in Scheuren und Guldenen - Hellbach heisst. Beim neuen Friedhof schlängelt sich der Chilebach durch die Wiesen. Dieses noch frei mäandrierende Wiesenbächlein mit seiner natürlichen Flora und Fauna ist einmalig in der Gemeinde. Wir verdanken diese Rarität einem glücklichen Umstand: Die mit der Melioration geplante Eindolung konnte nicht ausgeführt werden, weil zuwenig Aufschüttmaterial zur Verfügung stand. Der im Dorf eingedolte Abschnitt führte früher unter dem Restaurant 'Freischütz' durch. Mehr als einmal hat darum dessen Weinkeller nach schweren Unwettern unter Wasser gestanden. Der Weingenuss soll danach zur Lotterie geworden sein, weil die Etiketten der Weinflaschen sich aufgelöst hatten.

Der Maurmer Dorf- oder Mühlebach mündet bei der Badeanstalt in den See. Er hat oberhalb des Mühletobels zwei Arme, der eine entwässert das Gebiet Scheuren, der andere Aesch und Wassberg. Oberhalb des Mühleweihers nimmt er noch den Haumesserbach auf, der früher auch Loorenbach hiess und ursprünglich zwischen Mühle und

Liegenschaft Wettstein mündete, jedoch ca. 70 m oberhalb des Weiher in ein neues Bett verlegt wurde, um auch seine Wasserkraft zu nutzen. Zum gleichen Zweck wurde in früheren Jahren auch der bereits erwähnte Hellbach durch einen rund eineinhalb Kilometer langen, offenen Kanal über den Feumet in den Mühlebach geleitet. Dieser Kanal ist älteren Gemeindeeinwohnern aus ihrer Kindheit als fischreiches Gewässer in Erinnerung. Die Einlaufröhre ist ob der Brücke beim Weiher heute noch zu sehen.

Bis zum Anfang unseres Jahrhunderts war man von der direkten Verwendung der Wasserkraft abhängig. Sie wurde in Maur schon früh genutzt. Die erste Erwähnung einer unteren und einer oberen Mühle datiert von 1306. Die untere Mühle befand sich etwa 80 m unterhalb der oberen Mühle. Im Jahr 1569 lieferte der Müller von Maur die Läden (Bretter) für den Bau der Zehntenscheune in Ebmatingen. Das deutet darauf hin, dass neben den Mühlen auch eine Sägerei betrieben wurde. Nach der Überlieferung soll am 8. Juli 1778 ein schweres Unwetter grosse Überschwemmungen verursacht haben. Die Sägerei und die untere Mühle wurden zerstört und im Dorf grosser Schaden angerichtet. Die untere Mühle wurde nach diesem Ereignis nicht mehr aufgebaut. Mit der Einführung der Elektrizität verlor die Wasserkraft ihre Bedeutung. Die Sägerei wurde noch bis Ende der fünfziger Jahre elektrisch betrieben, dann stellte auch sie den Betrieb ein. Am 29. Oktober 1971 stimmte die Gemeindeversammlung auf Initiative von Lehrer Werner Suter dem Kauf der Mühle und des zugehörigen Areals durch die Gemeinde zu. Dieser Entscheid erging gewissermassen in letzter Minute; denn im trockengelegten Mühleweiher standen bereits die Baugespanne für zwei Mehrfamilienhäuser.

In einem tiefen Einschnitt fliesst vom Schützenhaus herab der Datenbach. Er ist heute vom Regenbogen bis zum See eingedolt, wurde aber früher zur Bewässerung der Streuwiesen im Gebiet des Kehlhoofs genutzt. Der Rausenbach aus dem Gebiet Looren wurde im oberen Abschnitt auch Fadenbach genannt. In der Ebene unten am See hiess er Weiherwiesenbach; man darf deshalb annehmen, dass auch er zur Bewässerung von Streuwiesen diente. Der Aschbach teilt sich oberhalb des Bänkelstegs im Hohlenstudenwald in zwei Äste: Der eine

Ast wurde Hohlenstudenbach genannt, der andere Laibach und zuoberst Chelenbach. In seinem Unterlauf taucht auch die Bezeichnung Wuhrbach auf, seine Wasserführung machte offenbar schon früher Verbauungen (Wuhre) nötig.

Der Feuerweiher auf der Lebern in Ebmingen wird vom Kurzbach gespiesen, der beim Durchfliessen von Ebmingen seinen Namen in Mühletobelbach ändert und sich schliesslich als Rohrbach am Ort gleichen Namens in den Greifensee ergiesst. Der Hubbach trennt Ebmingen von Binz; er fliesst nicht mehr dem Greifensee, sondern durchs Fällandertobel direkt der Glatt zu.

Der Bach als Biotop von Kleinlebewesen

Bachläufe sind hochsensible Biotope, die auf Umweltveränderungen sehr empfindlich reagieren. Wichtig für das Leben in ihnen ist eine intakte Geschiebesohle. Darin lebt eine reichhaltige Kleintierwelt, wovon ich einige Arten vorstellen möchte.

Der Bachflohkrebs (Abb. 3) lebt unter Steinen und erreicht eine Grösse von 1 - 2 cm. Er ist ein reiner Wasserbewohner, sein Leben und seine Fortpflanzung finden ausschliesslich im Wasser statt. Seine Verbreitung zeigt sehr zuverlässig den Reinheitsgrad eines Gewässers an. Er ist der Ernährungstyp eines Zerkleinerers; er verfügt über die

Mundwerkzeuge, um organisches Material, zum Beispiel gefallenes Laub, zu zerschneiden.

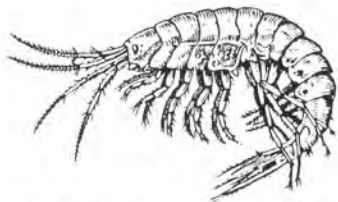


Abb. 3 : Der Bachflohkrebs.

Verschiedene Steinfliegenarten (Abb. 4) benützen unsere Gewässer als Kinderstube. Ihre Eier legen sie im Wasser ab, daraus entwickeln sich die Larven. Diese ernähren sich räuberisch von anderem Kleingetier bis zu ihrer Verpuppung zum flugfähigen Insekt.

Köcherfliegen-Larven (Abb. 5) bevölkern in grosser Zahl die Bäche. Verschiedene Arten bauen um sich einen Köcher aus Sand, Steinchen oder Pflanzenmaterial, um ihren empfindlichen Hinterleib zu schützen. Als Bindemittel wird ein klebriges Sekret aus der Spinnendrüse verwendet. Setzt man die Larven in ein Aquarium und stellt ihnen als Baustoff verschiedenfarbige kleine Glasperlen zur Verfügung, entstehen vielfarbige Kunstwerke.

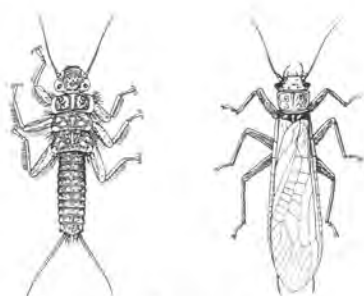


Abb. 4: Steinfliege (rechts) und ihre Larve.



Abb. 5: Gehäuse der Larve einer Bachköcherfliege.

Larven ernähren sich vom Algenüberzug auf den Steinen. Die Verwandlung von der Larve zum erwachsenen Tier erfolgt an der Wasseroberfläche. Dabei schlüpfen die Fliegen eines Geleges in einem Gewässer synchron aus, nämlich innert weniger Minuten; die Natur hat das so eingerichtet, damit die Fortpflanzung gesichert ist. Das erwachsene Insekt verfügt über keine Mundwerkzeuge zur Nahrungsaufnahme. Es lebt - wie der Name sagt - nur ungefähr einen Tag und stirbt nach der Eiablage im Wasser innert weniger Stunden.

Die verschiedenen Eintagsfliegen-Larven (Abb. 6) erkennt man an ihrer flachgedrückten Gestalt und drei Schwanzanhängen. Der flache Körper bietet der Strömung wenig Widerstand, sein flachliegender Rand wirkt dabei wie ein Saugnapf. Die



Abb. 6: Eintagsfliegenlarve.

Die Fischfauna im Bach

Das war nur eine kleine Auswahl aus einer vielfältigen Kleintierwelt, die wiederum als Nahrungsgrundlage für grössere Tierarten, vor allem für Fische, dient.

Die einheimische Bachforelle ist die Leitfischart der Quellbäche. Sie benötigt kühles, sauerstoffreiches Wasser, dessen Temperatur 20° C nicht übersteigen soll. Für die Naturverlaichung ist eine unverschammte Kies- und Sandsohle Voraussetzung. Die Tiere werden mit rund drei Jahren geschlechtsreif. Im November ziehen sie in die Oberläufe der Bäche. Dort gräbt das Weibchen (Rogner) mit der Schwanzflosse eine Grube und legt darin die Eier (Rogen) ab. Anschliessend befruchtet das Männchen (Milchner) die Eier. Die Grube wird zugedeckt, und je nach Wassertemperatur schlüpfen die Brütlinge etwa im April aus. Die Forelle ist ein ausgeprägter Raubfisch. Insekten, Würmer aber auch kleine Artgenossen werden gejagt. Mit Vorliebe lauert sie in einem gut gedeckten Unterstand, um sich blitzschnell auf die Beute zu stürzen. Sie besitzt auch die Fähigkeit, ihre Körperfärbung innert Sekunden der jeweiligen Umgebung anzupassen.

Bis vor wenigen Jahrzehnten lebten auch verschiedene kleinere Fischarten in den Bächen. Die Elritze ist ein Fisch, der in Schwärmen lebt. Sie bevorzugt schnell fliessende Gewässer mit hohem Sauerstoffgehalt und kiesigem Untergrund. Sie ist jedoch anpassungsfähig und besiedelt auch kühle Weiher.

Die Schmerle oder Bartgrundel ist ein nachtaktiver Fisch. Tagsüber hält sie sich unter Steinen verborgen. Ihr unterständiges Maul ist mit sechs Barteln versehen und bestens zur Nahrungsaufnahme am Gewässergrund geeignet.

Der Grundling oder Gressling wird oft mit der Bartgrundel verwechselt. Sein Maul verfügt aber nur über zwei Bartfäden. Die Lebensweise beider Arten ist aber fast die gleiche.

Die Groppe besitzt kein Schuppenkleid. Hinter ihrem breiten, flachen Kopf sitzen die grossen Brustflossen, die mit Stacheln bewehrt sind. Sie verfügt über keine Schwimmblase und bewegt sich ruckartig dem Grund entlang fort.

Das Bachneunauge zählt man nicht zu den echten Fischen, sondern zu den Rundmäulern. Sein trichterförmiger Saugmund besitzt keine Kiefer, und das Aussehen erinnert an einen kleinen Aal. Sehen kann das Neunauge aber nur mit zwei Augen, die übrigen 'Augen' sind Kiemenöffnungen. Im Alter von 3 bis 5 Jahren wird das Neunauge geschlechtsreif; nach dem Ablaichen sterben die erwachsenen Tiere.

Auch der Steinkrebs, dem die Rolle eines Gesundheitspolizisten zugeschrieben wird, bewohnte früher in grosser Zahl die Bäche.

Tote Bäche

Alle diese Begleitfischarten sind heute in den Bächen unserer Gemeinde ausgestorben. Das hat mehrere Ursachen, wovon hier nur die folgenreichsten am Beispiel des Maurmer Dorfbachs genannt seien. Bei den Meliorationsarbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die meisten Moore und Riedwiesen trockengelegt. Diese natürlichen Wasserspeicher vermochten bei Niederschlägen viel Wasser aufzunehmen und gaben es in Trockenperioden langsam an die Bäche ab. Dieser Ausgleich des Wasserhaushalts fehlt heute; die Folge sind erhöhte Hochwasserspitzen und stark absinkende Wasserführung in den Trockenzeiten. Ende der Fünfzigerjahre setzte der Bauboom in Aesch und in der Forch ein und gleichzeitig hielt die Waschmaschine in den Haushalten Einzug. Die Abwasser flossen ungeklärt über den Dorfbach in den See. Meterhohe Schaumberge, bedingt durch Waschmittel, zeigten sich im Bach. Jedes Leben wurde zerstört.

In den Jahren 1964 - 1968 wurde dann in Maur die Kläranlage gebaut und auch die Region Aesch-Forch durch einen Kanal angeschlossen. Der Bach erholte sich durch Wiederbesatz-Massnahmen in relativ kurzer Zeit. Doch die Erholung des Ökosystems dauerte nicht lange.



Abb. 7: Überschwemmung des Dorfbachs im Unterdorf 1953.

Mit der starken Bautätigkeit in Aesch-Forch wurde der Oberflächenabfluss laufend erhöht; der Bach dient so als Überlaufkanal. Die Wassermassen reissen im Bach Unmengen von Geschiebe mit sich, und die darin lebende Kleintierwelt wird zerstört. Das Jahrhundert-Unwetter von 1953 wirkte sich auf den Dorfbach verheerend aus (Abb. 7); seither haben sich die Verhältnisse trotz Kanalisation verschlechtert. Mittlerweile verläuft ein Grossteil der Bachsohle auf nacktem Fels (Abb. 8). Ausserdem sind grosse Hangpartien ins Rutschen geraten. Der Forelle als sichtbarem Indikator wird die Nahrungsgrundlage entzogen, sodass sie sich nicht mehr halten kann. Die alljährlichen

Wiederbesiedelungsversuche schlugen mangels geeigneter Lebensbedingungen fehl. Kurzum: Das Ökosystem Dorfbach ist tot.

Unsere Bäche, ein wichtiger Teil unseres Naherholungsgebietes, stecken in argen Nöten. Der nächsten Generation, der wir die schöne Landschaft unserer Gemeinde weitergeben, bleibt wohl nur der schwache Trost der reichhaltigen Aufzeichnungen über das Gewesene.

Beat Fehr

Bildernachweis:

Abb. 1, 2 u. 8 Dieter Wutscher, Fotostudio Maur.

Abb. 3 aus P. Steinmann, *Biologie, II. Teil, Tierkunde*, Lehr- und Arbeitsbuch für Schweiz. Mittelschulen, 1944, Verlag H.R. Sauerländer & Co., Aarau.

Abb. 4-6 aus *Naturschutz im Kanton Zürich*, 1939, Morgartenverlag AG, Zürich.

Abb. 7 Privatbesitz von Beat Fehr



Abb. 8: Dorfbach Maur, sauberer Bach auf blank gefegter Bachsohle.

Wo Kinder die Natur erleben

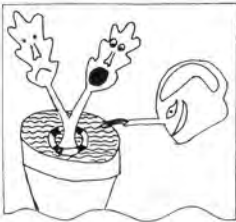
Welche Gefühle, Erfahrungen und Erlebnisse verbinden Kinder in unserer Gemeinde mit dem Begriff 'Natur'? Dreizehn Schülerinnen und Schüler der sechsten Klasse von Philip Urner in Maur erklärten sich spontan bereit, in einer ganz persönlichen und selbst illustrierten Geschichte zu erzählen, wo sie 'Natur' erleben.

Diese Eiche gefällt mir

In meinem Zimmer steht eine junge Eiche. Sie ist ca. 16–17 cm hoch. Ihre Blätter sind fast so gross wie die von erwachsenen Eichen. Jetzt, zwischen Oktober und November, hat sie aber nur noch zwei davon. Ich habe die Eiche vom Sonntagsschulfest. Dort hat sich jedes Kind eine solche Eiche oder einen kleinen Haselbusch in ein Plastiktöpfchen pflanzen dürfen. Ich habe mich für die Eiche entschieden, weil diese die schöneren Blätter hat. Ausserdem haben wir schon Haselnüsse im Garten. Zuhause habe ich die Eiche umgetopft, weil das Plastiktöpfchen zu klein war. Jetzt ist die Pflanze in einem schönen Tontopf.

Einmal, ich glaube, es war am Abend vor unserer Abfahrt in die Lenzerheide, habe ich die Eiche und die Zimmerpalme auf Vorrat getränkt. Die Zimmerpalme hat als Untersetzer eine Art blechernen Suppenteller mit breitem Rand. Der Topf steht auf dem Rand, weil er nicht in die Vertiefung hineinpasst. In dieser Vertiefung ist meistens Wasser. Aber an diesem Abend ist das Wasser unter dem Topf hervorgequollen und übergelaufen. Ich habe die Sauerei weggeputzt und den Untersetzer geleert, auch den von der Eiche, die ich ja auch auf Vorrat begossen hatte.

Vor unserem Haus steht eine Linde. Jetzt, im Herbst, verliert auch sie ihre Blätter. Diese Blätter habe ich in den Topf der Eiche gelegt, weil tote Pflanzen guter Dünger sind. Irgendwann werde ich die Eiche im Garten aussetzen. Vielleicht werde ich sie auch mitnehmen, falls wir wieder umziehen. Das kommt darauf an, wie gross sie dann ist. Auf jeden Fall: diese Eiche gefällt mir.



Leonora Sonego

Der Fischgestank am See

Ich und Cornelia spazierten mit Jndi dem Seeufer entlang. Der Hund sprang freudig ins Wasser. Ihm schien es nichts auszumachen, dass das Wasser kalt war. Ich hob einen Knebel auf und schleuderte ihn zu einem umgestürzten Baum hin. Jndi sprang in die Luft und fing den Knebel behende auf. Cornelia wollte ihm den Knebel entziehen, doch er wollte seinen Schatz nicht einfach hergeben. Als Cornelia dann endlich nachgab, hatte Jndi schon etwas anderes entdeckt. Was war das? Von nah sah es aus wie eine riesige, silberne Konservenbüchse. Erst als wir näher hinkamen, merkten wir, dass es sich um einen toten Fisch handelte. Sein silbrig glänzender Fischbauch schimmerte in der Sonne. Jndi, der zuerst erfreut über seinen Fund gewesen war, knurrte den Fisch an. Als wir in den Wellen des Sees noch mehr tote Fische sahen, wussten wir, woher der komische Gestank kam. Zuerst hatten wir gedacht, er käme von der Jauche auf der Wiese. Den Beweis, dass der Gestank nicht von ihr kam, lieferte uns Jndi. Sein Fell roch nämlich nach Fisch und abgestandenem Wasser. Der Gedanke, dass wir vielleicht bereits auch so riechen würden, war erschreckend. Wir kehrten schleunigst nach Hause zurück, um uns dort von oben bis unten abzduschen.



...lies uns die
Haare zu
Berge stehen

Christina Oechslin

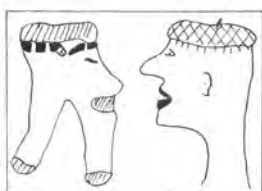


Die Seeuferreinigung

Wir, die Jungschar Zundhölzli von Maur, machen jedes Jahr die Seeuferreinigung am Greifensee. Wir fanden haufenweise Müll, zum Beispiel einen Stuhl, ein T-Shirt, einen Pantoffel und jede Menge Flaschen mit Wein und Bier. Es war, als hätten einige Junggesellen ein in die Hose gegangenes Rendez-vous gehabt. An einem Platz, an dem man eine tolle Aussicht hatte, war es eine Katastrophe: Ca. 2 m neben einer Bank war ein Abfallkorb, alle Zigaretten waren vor der Bank zerstreut. Zum Glück hatten wir unsere unbequemen Gummihandschuhe an, denn

sonst wäre es echt eklig gewesen, all das aufzuheben. Martina und ich mussten und durften eine Zeit lang Müll sortieren: Glas zu Glas, Metall zu Metall und Abfall zu Abfall. Alles musste stimmen. Ein kleiner alter Mann mit grauen Haaren und braunen Augen fragte uns: "Kinder, macht ihr das jede Woche?" Wir kämen uns ein bisschen blöd vor, das jede Woche zu machen! Es wäre schon sehr anstrengend. Aber dieses Jahr machte es Spass. Letztes Jahr haben wir Heroinspritzen gefunden. Das war weniger lustig.

Dagmar Rohner und Martina Hörler



Naturerlebnis einer Hose

An einem heissen Sommertag gingen Fabian, Tobias und ich zum Bach. Wir tauchten unsere Füsse ins Wasser. Die Kälte liess meinen Fuss fast erstarren.

Nun liefen wir dem Bach entlang hinunter. Wir sprangen von Stein zu Stein und hofften, nicht auszurutschen. Es war sehr lustig. Nun entdeckte ich eine aus Kalk erschaffene Rutschbahn. Ich probierte sie als erster aus. Sie war sehr rau, doch es rutschte. Plötzlich blieb meine Hose an einem Stein hängen und riss. Kaputt ist kaputt! Jetzt rutschten wir erst recht! Endlich war es Zeit, nach Hause zu gehen. Es hatte sich gelohnt, eine Hose in Anspruch zu nehmen.

Michi Burkart

Nass auf dem Pferderücken

An einem kühlen Sonntagmorgen trabten ein Maulesel und ein Maultier dem See entlang. Der See lag da wie frisch gestrichen. Blumen blühten und Schwäne und Enten suchten auf der farbenprächtigen Wiese ihr Frühstück. "Gehen wir nachher noch ins Wasser?" fragte ich. Dani, mein Begleiter, erwiderte: "Gut, das machen wir, aber erst etwas weiter vorne." Es war wunderbar, sich die Luft um den Kopf sausen zu lassen. Die Pferdeleiber streckten sich und man flog fast. Nach einem kurzen Galopp parierte ich in den Trab durch. "Hier biegen wir ab!" sagte Dani. "Hier ist das Wasser seicht." Sofort sprang Sämi ins Wasser. Ich

wurde mit ihm pflotschnass. Ich hatte die grösste Mühe, ihn in der Nähe des Ufers zu halten. Sämi planschte richtig und scharrte mit den Hufen im Sand. Mehrmals wollte er sich ins Wasser legen oder ins tiefe Wasser gehen. Wieder zu Hause angekommen, dachte ich zufrieden, dass dies einer meiner schönsten Ritte gewesen war.



Alice Auer

Im Wald

Der Hund schoss voraus. Sein gold-rötliches Fell glänzte. "Faro!" rief Claudia streng. Faros Kopf fuhr herum. Seine klugen, honigfarbenen Augen schienen den Ausdruck von Freude zu zeigen. Schwanzwedelnd kam er zu mir, schnupperte an meinen Beinen und liess sich von Claudia an die Leine nehmen. Ich zog den kleinen, roten Leiterwagen hinter mir her. Er war gefüllt mit Hacken, Schaufeln, Kies und Decken. Auf dem Kiesweg, der in den Wald Tanneten hinaufführt, holperte der Wagen stark. Einmal verlor der Leiterwagen das Gleichgewicht und kippte um. Eine Hacke rollte den Kiesweg hinunter. Faro meinte, dies sei ein Spiel, denn er sprang der Hacke freudig hinterher. Mit der Hacke zwischen den Zähnen kam er zurück und legte sie vor mir nieder. Der Kessel mit dem Kies war zum Glück nicht ausgeleert. Bald hatten wir unser Ziel erreicht. Doch wo war sie? "Unsere Hütte!" schrie Claudia entsetzt. Ich lief auf den Trümmerhaufen zu, der vor einiger Zeit unsere Hütte gewesen war. Lange hatten wir an der Hütte gearbeitet. Immer wieder waren wir hierhergekommen, hatten sie abgedichtet und neues Holz daraufgeschichtet. Wir hatten Kies auf den Boden gestreut und Decken zum Sitzen ausgebreitet. Die ganze Arbeit war umsonst gewesen. Irgend jemand hatte unsere Hütte zerstört und vernichtet. Faro sprang schwanzwedelnd auf den noch übriggebliebenen Holzhaufen hinauf und war bald im Geäst verschwunden. Als er jedoch keine Reaktion von uns bemerkte, kam er



zurück und wir liessen uns niedergeschlagen auf die Erde fallen. "Das nächste Mal", sagte ich, "bauen wir keine Hütte mehr, sondern nehmen ein Zelt mit. Das ist stabiler!" Wir mussten beide lachen...

Judith Scheuermeier

Ausritt

Nachdem meine Mutter und ich die Pferde gebürstet und gesattelt hatten, ritten wir los. Wir liessen sie eine Weile Schritt gehen, damit sie warm wurden. Ich fühlte, wie der Gang meines Pferdes mit jedem Tritt geschmeidiger wurde. Nun trabten wir einem schmalen Kiesweg entlang. Ich fühlte, wie mein Pferd sich streckte. Es schnaubte leicht und zog freudig an. Auf einer Lichtung, die von gut riechenden Rottannen umgeben war, hielt meine Mutter plötzlich an. "Schau mal", rief sie, "dort sind Rehe mit Jungen!" Nachdem wir den verspielten Kitzen zugeesehen hatten, galoppierten meine Mutter und ich über eine saftig grüne Weide. Nun peilte ich ein Hindernis an, über das mein Pferd gerne springt. Das aus Holz gefertigte Zweier-Cavaletti blitzte in der Sonne auf, während wir darüber flogen. Der Wind piffte mir um die Ohren, währenddem wir den Galopp vollendeten. Mir gefällt es eben unter dem freien Himmel.

Marc Oertly



Glück gehabt!

Meine Schwester Schnusi und ich wurden in eine enge Schachtel gesetzt. Jetzt ging die Türe auf. Ein eiskalter Wind wehte uns entgegen. Ich zitterte vor Kälte. Es schaukelte ungemütlich, was mich sehr verängstigte. "Mami, Mami! Wo bist du?" piepste ich aufgeregt. Unruhig suchte ich nach meiner Mutter. Wir hatten uns doch gar nicht verabschiedet! Schon jetzt begann ich sie zu vermissen. Weisse, kalte Punkte wirbelten von oben auf mich herab. An meinem Körper wurden sie zu Wasser. Hatte nicht meine Grossmutter erzählt, ihr Gemahl sei von solchem

Weiss zugedeckt worden und darin erfroren? Passierte dasselbe mit mir, jetzt, in diesem Augenblick? Musste ich sterben? Ich piffte ganz laut vor Angst und Unsicherheit. Eine sehr grosse Pfote kam zu mir hinunter. Ich hörte eine dunkle Stimme sprechen: "Hab keine Angst, Cina. Es passiert dir nichts." Die Pfote fuhr über mein Fell, was sehr angenehm war. Ich empfand das schöne, wohlige Gefühl, wie wenn mich meine Mutter putzte. Wieder öffnete sich eine Türe. Es wurde wieder ein bisschen wärmer. Alles roch so fremd. Die Pfoten packten mich und setzten mich ins Heu. Hier hatte es viel Futter und ein Häuschen. Da war ich geborgen. Ganz klar: ich Meerschwein habe mehr Schwein, als es mein Grossvater gehabt hatte.



Daniela Hobi

Am See

Es ist neblig und kalt. Ich schreite ganz langsam zum Boot. Es ist kühl. Ich fröstle. Ich sehe keine 10 Meter weit. Zitternd öffne ich die Türe vom Bootsteg. Langsam nehme ich die Bootsdecke weg. Ich bereite das Boot zum Fischen vor. Langsam rudere ich zum Fangplatz. Der Nebel löst sich schon ein wenig auf und die Sonne dringt hervor. Ich werfe die Angelrute aus und lege mich hin. An der Rute tut sich nichts. Statt dessen betrachte ich die Natur. Die Vögel zwitschern und die ersten Sonnenstrahlen kitzeln mich. Wäre es doch immer so schön! Plötzlich ging der Zapfen hinunter. Er blieb unten, aber die Schnur gab mir immer noch kein Zeichen, dass etwas daran sei. Dann kam auch der Zapfen wieder hoch. Der Zapfen blieb ca. 7 Minuten oberhalb des Wassers, aber dann ging er deutlich hinunter. Die Schnur verreiste auch. Ich drehte an der Kurbel und versuchte, das, was daran zu sein



schien, in das Boot zu ziehen. Es wehrte sich. Aber ich wusste nicht, was es war. Da sah ich einen Hecht. Ich hatte einen richtigen Hecht an der Angel! Das Abendessen war natürlich natürlich.

Marco Gujer



Mein Garfield

Als der weisse Transporter mit der Aufschrift 'Fritz Krähenbühl' im Sommer 1995 in den Reitstall Steindrüsen fuhr und ein schrilles Wiehern ertönte, wusste ich, dass mein grösster Wunsch in Erfüllung geht! "Endlich ist es soweit! Ich bekomme ein eigenes Pony!"

dachte ich. Das Poltern seiner Hufe riss mich aus den Gedanken. Als Garfield dann vor mir stand und ich ihm in seine grossen braunen Augen schaute, über seine weichen Nüstern strich und ihn schliesslich streichelte, stupste er mich sanft in die Schulter. Sein warmer Atem streifte mich, und ich spürte eine Art von Vertrauen. Dieses Gefühl beglückte mich. Ich fasste den blauen Strick, der am Halfter befestigt war, und führte Garfield auf die Weide. Sobald ich den Strick gelöst hatte, galoppierte er wild umher, schlug nach hinten aus und stieg auf die Hinterbeine. Sein hellbraunes Fell glänzte in der heissen Sommersonne. Schliesslich liess er sich auf den Boden fallen und wälzte sich. Die Erde war trocken und Staub wirbelte auf. Später sattelte ich mein Pony und ritt aus. Beim Galoppieren über Wiesen und Felder war alles ganz leicht, und Garfield machte sanfte Sprünge. Am See liess ich ihn trinken. Er scharrte umher und hatte Freude am frischen Wasser. Zu Hause gab ich ihm einen saftigen Apfel zur Belohnung.

Garfield ist mein bester Freund. Mit ihm kann man wirklich Pferde stehlen!

Ariane Pochon

In Fahrt

Mühsam trampften wir auf unseren Fahrrädern von Fällanden her nach Stuhlen hinauf. Die geteerte Strasse hatte Risse, und Gras über-

wucherte die Ränder. Die Gegend war mir unbekannt, und ich fragte mich keuchend, ob es wohl noch weit hinaufginge. Mein Freund Domi kannte sich hier aber schon aus. Darum konnte er mich auch beruhigen.





gen, indem er sagte: "Nach der nächsten Kurve sind wir oben, dann haben wir freie Fahrt bis Maur." Er hatte recht, nach der nächsten Kurve waren wir da. Erst war der Weg kiesig und wir mussten sorgfältig fahren. Doch bald wurde er wieder besser und wir liessen es sausen. Beim Bauernhof bremsen wir etwas ab, denn wir erkannten die Schwester einer Schulkameradin.

"Hallo Lea", riefen wir und fuhren weiter. Das schmale Strässlein führte zwischen zwei Wiesen durch. Vor uns lag der Waldeingang. Es ging bergab und wir wurden immer schneller und schneller. Jetzt waren wir im Wald. Es war dunkler als vorher. Trotzdem hatte es immer wieder ein paar Sonnenstrahlen, die durch das dicke Geäst bis zu uns herunterdrangen. Wir schnitten die Kurven und der Wind pfiff uns um die Ohren. Bei der Waldhütte hörten wir jemanden "Stefan, Stefan!" schreien. Wir stoppten. Es war Sebastian, ein Knabe aus Stefans Siedlung. Er und ein anderer Junge versuchten, ein Feuer anzumachen. Ich lachte: "Das geht doch nicht! Es ist heute viel zu nass. Komm Stefan, wir fahren weiter. Tschau." Wir mussten ein wenig hinauffahren, doch ich merkte es kaum und schon ging es wieder abwärts. Wir flitzten an einer Hecke vorbei, an einem Maisfeld, an gelbroten Bäumen und vorbei an einer schönen Wiese. Wir genossen es richtig! Die Landschaft von Maur ist abwechslungsreich und sehr schön. Zum Glück hat es auch viele Strassen, die abwärts führen!

Stefan Rügger und Dominik Steiner



David Herrliberger im Ferngespräch

Als der 300. Tag von David Herrliberger (1697-1777), ein 31. Januar, am kalendarischen Horizont aufging, beauftragte mich die Kulturkommission, den alten Herrn für die Maurer Neujaars-Blätter 1997 zu interviewen. Damit stellte sich die Frage, wo ich diesen auffinden sollte, und ob er mehr als Kupferstecher, oder mehr als Buchverleger, oder als der letzte Gerichtsherr von Maur angesprochen zu werden wünschte. Noch wusste ich nicht, dass ich es wusste; so blieb das Problem vorerst liegen. Eines Tages schrillte nachts mein rotes Telefon, ich nahm den Hörer ab wie gewöhnlich, wartete, bis auf einmal die helle Stimme des Gesuchten ertönte. Er artikulierte deutlich, schnell und ohne Zögern heutiges Deutsch, mit einigen Reminiszenzen an seine Zeit und einer trockenen Ironie, die man ihm nach allem, was man weiss, zutraut. Anfänglich war ich verwirrt, doch fing ich mich, weil innerlich vorbereitet, sogleich auf. Das Ferngespräch erscheint im folgenden, wie es geführt worden sein dürfte.

Hier David Herrliberger, Sie wollten mich sprechen.

Ohh... Herr Herrliberger... wohl-edler, soll ich sagen gross-achtbarer Herr?

Mir genügt Gerichtsherr, das war ich fünfundzwanzig Jahre lang.

Sie sprechen klar, nicht jenseitig wie der hohle Geist von Helsingör, der - Hamlets Vater, der war eine erfundene Figur und redete durch Nebelschwaden von unbewusstem Zeug, ich aber spreche von damals.

Sie kennen also jenes theatralische Werk wohl aus der erstmaligen Übersetzung des Herrn Wieland bei Orell und Gessner von 1766 -

Ganz recht, doch sah ich schon anno 28 in London eine merkwürdige Aufführung. **Hamlet** war das meistgespielte Stück von Shakespeare. Darüber habe ich Bodmern berichtet, der seitdem ständig vom "Engelländischen Sophocles" schwärmte.

Herr Gerichtsherr, 1719 bis 29 waren Sie von Zürich abwesend, lebten zehn Jahre im Ausland. Welche Eindrücke wirkten auf Sie am stärksten?
In Augsburg, wo ich im Kupferstechen mich perfectionirte, öffnete sich die neue Welt mit Macht und Pracht. Ich wandte mich nach Amsterdam, verbrachte über vier Jahre im täglichen Umgange mit meinem verehrten Meister Bernard Picart, dem Erneuerer des guten Geschmacks in der Kunst, und lernte alles, was ein Kupferstecher können und wissen muss. Zuletzt fuhr ich nach Paris und besuchte die berühmtesten Künstler, es herrschten dort Louis-quinze, Arabesques und Sujets galants.

Aber zuvor lebten Sie noch einen Winter lang woanders -

Ja, die grössten Capacités sah ich in der Hauptstadt London. Der Operndirector Heidegger, mein Landsmann, der durch seine Masquerades berüchtigt war, "the most ugly Swiss Count Hideacre", wurde mein Gönner. Er hatte seinerzeit auch den gewaltigen Händel in die hohe Gesellschaft eingeführt, den er beförderte und an dem das Genie von weitem gegen den Wind wehte. Dieser extravagante Impresario lieferte mir, schon über sechzigjährig, allezeit witzig und impertinent, das Beispiel eines Unternehmers von grossem Stil. Ich habe Heideggern

und meinem Aufenthalt in Engelland zum Angedenken anno 38 die **Ceremonien** zugeeignet, da ich in selbiger glückhaften Insul so viel hohe und unverdiente, mir aber so vorteilhafte Gnaden und Gunsten genossen habe.

Die Heiligen Ceremonien erschienen von 1738 bis 49 als das umfangreichste Einzelwerk Ihres Grabstichels und als Ihr grösstes Verlagsprodukt. Diese 540 Darstellungen von religiösen Bräuchen sind eine freie Bearbeitung der *Cérémonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde*, welche Picart von 1723 bis postum 43 herausgegeben hatte. Was bewog Sie denn, Herr Gerichtsherr, dieses enzyklopädische Opus und manche kleineren Arbeiten Ihres Lehrmeisters in so fleissiger und vollständiger Nachahmung neu an den Tag zu bringen?

Picart lieferte mir ebendamals, als die *Cérémonies* in Arbeit und ich bei ihm befindlich, das Beispiel eines Kupferstechers von grossem Stil, der allbereit seine Mittel einsetzte, den Nutzen der Malereien weiter auszubreiten, oder das Wesentliche davon gemeinnütziger zu machen. Ich habe diesen Gedanken im höheren Alter, anno 70, weitläufiger gesponnen in der **Zueignung an junge, geistreiche Künstler**, mit der ich Picarts *Impostures innocentes* und dessen *Discours sur les préjugés de certains curieux touchant la gravure*, was anno 44 deutsch bei mir erschienen war, neu herausgab: dass Menschen, Tiere, Gebäude, Landschaften, Alpen, Gletscher, Begebenheiten durch die Feder des besten Scribenten nicht so wohl und natürlich vorgestellt werden können, als es durch die Kunst des Kupferstechers geschieht. Daher habe ich Picarts Werk durch die von mir selbst erfundenen Zürcherischen **Ceremonien** deutsch und in französischer Sprache anno 50 bis 52 continuirt und vervollkommnet.

Aus Ihrer zwar unvollendeten, dennoch epochemachenden Neuen und vollständigen Topographie der Eydgnosschaft von 1754 bis 77 ist zu entnehmen, dass Sie über die Buchproduktion, den Kunstmarkt, über Künstler und reproduzierende Kupferstecher wohlinformiert waren, wenngleich auf Ihrer Burg in Maur seit 1749 vielleicht etwas isoliert – Gewiss doch, aber keineswegs abgesondert. Ich fand immer Gelegenheit, fürtreffliche Künstler in Zürich und in der Schweiz zu kennen und für mich einzuspannen, denn Mangel daran hatte ich immer. In genann-

ter **Zueignung** sind solche aufgezählt, die ich mit Hochachtung bedachte, obzwar sie fast alle jünger waren: Aberli in Bern, Bullinger, Düringer, Füssli und seine Söhne, von denen der eine in London sein Glück machen sollte, Gessner, auch Graff und Zingg in Dresden, der weitgereiste alte Hedlinger in Schwyz, Holzhalb, Pfenninger, von Mechel und Samson in Basel, Schellenberg in Winterthur. Als der frühgereifte Kupferstecher Lips unter die Fittiche meines Grossneffen Brennwald in Kloten gestellt war, erkannte ich auch ihn, nicht anders als der mir wohlgesinnte Lavater, als ein der Zukunft entgegensteigendes grosses Talent.

Wie standen Sie zu Bodmer, dem Patriarchen der europäischen Zürcher? Wir waren ungefähr gleichen Alters und etwa von gleichem Entêtement, er für seine literarische Ästhetik, ich für mein Vaterland. Pfarrer Dürsteler, mein Freund, hat anno 54 die grossen Verdienste der zweien hochberühmten Professores Breitinger und Bodmer in meiner **Topographie** gehörig angeführt, und auf deren Titul-Blatt sieht man Bodmers **Noah**, der kürzlich bei Gessners Vater erschienen war, zwischen Xenophon und Livius billig eingeklemmt. Auch habe ich seinen Tief-sinn im **Ehrentempel** verdienter Schweizer anno 74 zukommend umreissen lassen.

*Herr Gerichtsherr, Ihre **Topographie** ist das Alterswerk, mit dessen Grundlegung und Fortsetzung Sie Ihre Musse auf der Burg, welche Sie Schloss zu nennen beliebten, im Auftrag Ihrer Muse, der Historie, erfüllt haben. Wie war es einem vielbeschäftigten Guts- und Gerichtsherrn möglich, als Produzent mit nur losen Kontakten zu den Zeichnern und Beschreibern und ohne eigene Infrastruktur - wie Kupferstecher-Werkstatt mit Gesellen, Druckerei, Buchhandlung und auswärtige Vertriebsorganisation - die grossangelegte Veröffentlichung trotzdem ins Werk zu setzen?*

Durch Arbeitsamkeit und unermüdetes Nachdenken, so bezeugte mein Freund Caspar Füssli in seiner **Geschichte der besten Künstler in der Schweiz** anno 74 in meinem Sinn. Zudem stand mir der alte Merian als leuchtendes Vorbild vor Augen, an dem doch vieles nachzuholen war, wie die **Nöhtigen Nachrichten** zum Ausdruck brachten, die ich der **Topographie** 55 beigab -

Woraus Ihr neues Bildprogramm hervorging, neben Städten, Klöstern, Schlössern usw. mit mehrerem Umgelände, wie von den Liebhabern einer Gegend erwünscht, noch andere Aussichten auf besiedeltes Gebiet sowie unbesiedelte Regionen, kuriose Gebirge, seltene Naturwunder, Alpen, Wasserfälle, Bäder, Brücken, Einsiedeleien usw. zu bieten - damit jene kolorierten Umriss-Radierungen der Prospekten-Manufaktur sozusagen vorwegnehmend, welche seit Aberlis Erfindung von 1766 die Schweiz des ausgehenden Ancien Régime repräsentiert haben -

“Mit einem Worte, mein grosser Zweck wird immer dieser seyn, dass dieses Werk zu vielem Gebrauch und Nutzen diene, und mein wehrtestes Vaterland, einmal in seiner eigentlichen dissimaligen Gestalt, der jetzigen und der Nachwelt natürlich vorgestellt, beschrieben, und also verewiget werden möge” - dieses schrieb ich anno 55 noch in Unkenntnis der fast unüberwindlichen Hemmnisse, die mein Projekt nach sich zog, da ich hoffte, dass Zeichnungen und Beschreibungen im Überfluss einkommen würden. Das Rückgrat der Unternehmung waren meine Zeichner, die expresse von Ort zu Ort reisten. Ich hatte schon im **Bericht** anno 40 zu meiner **Vorstellung loblichen Standts Zürich Schlösser** das Ansinnen geäussert, Abrisse aus dem ganzen heutigen Helvetien zu verewigen. Damals arbeitete Ulinger für mich. Nach seinem Versagen erwies Küfer Nözli von der Zunft zur Zimmerleuten, der ich angehörte, sich als begabter Topograph -

Derselbe, der auf Ihr Ansuchen von der Burg Maur um 1750 das erste veritable Vollpanorama der Kunstgeschichte aufnahm?

Ebender, ich wollte diesen völligen Prospect als ein eigen Werklein verfertigen lassen wie auch andere seiner Zeichnungen, doch Nözli starb und fehlte mir plötzlich. Später fand sich Büchel in Basel, der zum Exempel anno 56 und 58 die Aarburg von vier Seiten, 61 auch Basel ebenso für mich aufnahm. Von ihm verwendete ich 81 Ansichten, von Schellenberg aber 39 hauptsächlich aus dem Luzernischen, und von Jendrich aus Vorpommern, der anno 57 in den Cantons Bern und Freiburg für mich reiste, deren 30. Mit ihm hatte ich das besondere Glück, dass er mir im Herbst 58 von der Stadt St. Gallen auf ihre Kosten vier Ansichten verfertigte, die ich dort anno 61 mit oberkeitlich genehmigter Beschreibung, auf einem von der Stadt gelieferten Papier eigens getruckt, in zweihundert Exemplaria absetzen konnte.

So haben Sie sich gegenüber den Grundherrschaften wie ein moderner Buchproduzent auf der Suche nach Sponsoren verhalten, zuvorkommend aber bestimmt, zäh und flexibel -

Sintemal die Zeiten immer schwierig und ich allein zu schwach, um nebst andern meinen Verrichtungen ein vollständiges Werk, den Ruhm des Vaterlands zu vermehren, fördersam auszuführen. Ich hatte denen Ständen und übrigen Eigentums-Herren, um das Anliefern ihrer Beschreibungen schmackhaft zu machen, proponirt, die verschiedenen Schreibarten der Verfasser sorgfältig beizubehalten. Ich ging noch weiter und ergriff, im **Vorbericht** zum Dritten Teil anno 70, ein kräftiges Mittel, die Verfassung solcher Beschreibungen zu befördern, wonach die Herausgabe der Prospective vorzeitig erfolgen solle, damit die Eigentums-Herren durch Ansicht dieser Kupfer ermuntert werden, jene fördersamst abzufassen. Aber wie wenige haben mir willfahret!

Trotzdem haben Sie bis zuletzt nie resigniert. Mit einer letzten Frage, Herr Gerichtsherr, möchte ich Sie anfrischen. Sie sind eine Art grauer Eminenz, ein stummer Schutzgeist der kulturellen Entfaltung hier am Ort, der auf unsere Wurzeln im Vergangenen hinweist. Was halten Sie vom Kulturleben heute in Maur, und wie denken Sie über die Zukunft? Ich denke nicht, also bin ich unbefugt. Doch freut es mich, wahrzunehmen, dass mein Schloss nicht demolirt worden ist, sondern sich gar mit meinem Namen schmückt, obzwar im Bau fast nichts an meine Zeit erinnert. Hätte man das Mauerwerk, das älter ist als die Eidgenossenschaft und von jeher Burg hiess, wie auch die obere Mühle aus meiner Epoche in Euren Sechzigerjahren dem Erdboden gleichgemacht, gäbe es mich in Maur nur noch als Epitheton ornans: Vielleicht würde man den überbauten Burghügel Davidsberg geheissen, die begradigte Mühlestrasse in Herrliberger-Allee umbenannt haben, man hätte auch ein Greifensee-Schiff auf mich taufen können - cui bono? Wogegen vieles für mich erkennbar geblieben scheint, gleichsam fast so, wie es mein Freund Nözli gezeichnet hat oder mein künstlerischer Nachfahr Leiser noch zeichnet. Blicke ich hinab auf den Greifensee, erlebe ich das Déjà-vu. Wohl Euch, ich lasse den Retter genannter Gebäude und Begründer der ortsgeschichtlichen Sammlung, meinen postumen Herold Suter, grüssen. Bewahrt auch in Zukunft einen Anblick des Vergangenen, so blüht Euch Gegenwart, quidem tempus edax rerum, tamen saxa lo-

quantur, sed naturalia non sunt turpia, et sola concordia res parvae crescunt, ad perpetuam rei memoriam...*

Ich danke Ihnen, verehrter Herr Herrli -

Er war schon verstummt, seine Stimme im lateinischen Singsang immer ferner geworden, endlich im Summen des Äthers untergegangen. So entschwand mir David Herrlibergers Geist, dem ich im Gespräch immer näher gekommen war, hinter dem akustischen Vorhang in die Unendlichkeit. Die Spur seiner Persönlichkeit ist aber nicht von ungefähr am Wirkungsort des alten Gerichtsherrn wieder zum Vorschein gekommen. Der "kunstreiche Kupferstecher" – so hat ihn Leu in seinem Lexicon 1756 bezeichnet – wurde in Maur zu jenem weltgewandten Unternehmer, der ihm zeitlebens vorschwebte. Hier auf dem ländlichen Ruhesitz entfaltete er sich zum geschäftstüchtigen, mit allen Wassern der Buchproduktion gewaschenen, wenngleich nicht immer erfolgreichen Berufsverleger seiner vaterländischen Kunstsachen. Dabei blieb er immer sich selbst: der von Herkunft und Bildung überlegene Stadtbürger und von Amts wegen anmassende Gerichtsherr, den ein Zufall begünstigt hatte. Sein Charakter war steil, und falsche Bescheidenheit nicht seine Zierde. Er bleibt sympathisch um seines Werks willen, das durch den patriotischen Antrieb, der darin zum Ausdruck kommt, imponiert. Die praktizierte Denkmalpflege seines Namens wirkt weiter in seinem Sinn, Geschichte lebendig zu erhalten. Aus dem institutionalisierten Anblick seines Werks in der Burg oben ist ein Maurmer Brauch geworden, und so ist endlich, auf leisen Sohlen, auch das Ortsmuseum zustande gekommen.

Bruno Weber

* Zwar nagt die Zeit an allen Dingen (nach Ovid), dennoch reden die Steine (nach Lukas), aber das Natürliche ist keine Schande (nach Euripides), und einzig durch Eintracht wächst das Kleine (nach Sallust), dies zu dessen immerwährendem Andenken. (Die Zitate erweisen, dass David Herrliberger im Leben ein gelehrter Mann gewesen ist.)

Bildnachweis:

Johann Rudolf Schellenberg: *Porträt David Herrliberger*. Radierung 1774. (Zentralbibliothek Zürich)

Maurmer Chronik 1995/1996

Gemeindeversammlungen der politischen Gemeinde, der Kirchgemeinde und der Schulgemeinde; Wahlen

Politische Gemeinde und Schulgemeinde

Gemeindeversammlungen (chronologisch)

Am 11. Dezember 1995:

Gemeindeversammlung (anwesend 96 Stimmberechtigte)

Politische Gemeinde

Folgende Geschäfte wurden genehmigt:

- Bauabrechnung Umbau und Teilsanierung des Loorensaales,
1. Etappe. Kredit: Fr. 900'000.--; Abrechnung: Fr. 876'637.40.
- Ausbau der Kläranlage (ARA VSFM). Baukredit: Fr. 260'000.--.
- Erneuerungswahl der kantonalen Geschworenen für die Amtsdauer
1996 bis 2001. Gewählt werden:
Edith Bachmann, Ebmatingen (neu), Marianna Giboulot Müller,
Ebmatingen (bisher), Guido Lingenhag, Ebmatingen (neu), Martin
Singer, Binz (neu), Peter Stark, Binz (neu), Sefine Trottmann,
Ebmatingen (bisher).
- Voranschlag 1996; der Steuerfuss des Politischen Gemeindegutes
beträgt 37% (Vorjahr 38%) der einfachen Staatssteuer.

Schulgemeinde

Die Schulgemeinde genehmigt folgende Geschäfte:

- Voranschlag 1996 des Schulgutes. Der Steuersatz für 1996 beträgt
48% der einfachen Staatssteuer (Vorjahr 47%).

- Landerwerb beim Schulhaus Pünt zum Gesamtpreis von Fr. 1'047'880.--.
- Auflösung des Zweckverbandes 'Schulpsychologischer Beratungsdienst im Bezirk Uster' auf Beginn des Schuljahres 1996/97.

Am 14. Dezember 1995:

Reformierte Kirchgemeinde

Kirchgemeindeversammlung (anwesend 20 Stimmberechtigte)

Genehmigt werden:

- Voranschlag für das Jahr 1996.
- Unveränderter Steuersatz 10% (wie Vorjahr).

Am 17. Juni 1996:

Politische Gemeinde

Folgende Geschäfte werden genehmigt:

- Bauabrechnung Sanierung Dorfbach Maur.
Kredit: Fr. 283'000.--; Abrechnung: Fr. 138'636.45.
- Baukredit Sanierung Schlachtlokal Aesch: Fr. 184'000.--
- Wasserleitung Guldenenstrasse, Forch, Objektkredit: Fr. 148'000.--.
- Jahresrechnung 1995 (Ertragsüberschuss der laufenden Rechnung: Fr. 2'133'506.--).

Schulgemeinde

Die Schulgemeindeversammlung genehmigt folgende Geschäfte:

- Jahresrechnung 1995 (Ertragsüberschuss der laufenden Rechnung: Fr. 631'465.20).
- Definitive Einführung der Fünftagewoche an der Primarschule und Oberstufe auf Beginn des Schuljahres 1996/97.

Am 27. Juni 1996:

Reformierte Kirchgemeinde

(Anwesend 27 Stimmberechtigte)

An der Reformierten Kirchgemeindeversammlung werden folgende Geschäfte genehmigt:

- Jahresrechnung 1995 der Reformierten Kirchgemeinde Maur
(Aufwandüberschuss der laufenden Rechnung: Fr. 19'056.05).
- Bauabrechnung Innensanierung Pfarrhaus Maur.
Baukredit: Fr. 75'000.--; Abrechnung: Fr. 56'977.65.
- Bauabrechnung Teilsanierung Pfarrhaus Forch.
Baukredit: Fr. 102'000.--; Abrechnung: Fr. 101'435.40.

Abgeschlossen am 31. Oktober 1996

Markante Ereignisse im Gemeindeleben

Daten in Klammern: ausführliche Angaben
in den Ausgaben der 'Maurmer Post'

18. November Einweihung des umgebauten und renovierten
(1995) Gemeindehauses (24.11.).
21. November Hinschied des Dichters und Holzschnitzers Fritz
(1995) Senn-Rometsch, Hubrain, 1897-1995 (1.12.).
2. Januar Neujahrsapéro; die Kulturkommission präsentiert die
Maurmer Neujahrsblätter in der Burg Maur (12.1.).
7. Januar Abschiedsapéro in der Bibliothek Maur; Frau
Hanni Schweizer tritt nach 25-jähriger Tätigkeit
als Bibliothekarin zurück; Nachfolgerin ist Frau
Brigitte Lüem (19.1.).
14. Januar Feierlicher Pfarreinsatz von Frau Pfarrerin Jacqueline
Sonogo Mettner (19.1.).
22. Januar Hinschied des bekannten Fotografen und Buchautors
Emil Schulthess, Forch (2.2.).
3. Februar Erfolgreiches Jazz-Rock-Pop-Konzert der Musik-
schule Maur (9.2.).
1. März Neuer Co-Leiter des Jugendhauses Maur wird
Maciek Grebski, Forch (8.3.).
29. März Nach 20 Jahren im Vorstand des Frauenvereins Maur-
Uessikon, davon 12 Jahre als Präsidentin, tritt Frau

- Lucie Frei zurück. Als neue Präsidentin wird Frau Beatrice Oertle, Maur, gewählt (5.4.).
31. März Nach mehr als 20 Jahren im Dienste unserer Gemeinde, tritt Liegenschaftenverwalter Alfons Kümin in den wohlverdienten Ruhestand. Nachfolger ist Peter Wehrli, Ebmingen (14.3.).
2. April Eröffnung der Schaltjahrausstellung in der Mühle Maur (12.4.).
3. April Einweihung der neuen Holzschnitzelheizung in der Schul- und Sportanlage Looren (19.4.).
10. Mai Theateraufführung der Seniorenbühne 'Die lila Mäuse kommen' von Frau Liselotte Stierli (17.5.).
15. Mai Tod des bekannten Schriftstellers und Dramaturgen Claus Bremer, Forch (24.5.).
22. Mai Der Spitex-Verein (früher Krankenpflege-Verein) feiert sein 60-Jahr-Jubiläum (31.5.).
31. Mai/
1. Juni 'Memories': Konzert des 'Orchester Maur' mit Star-trompeter Beny Rehmann (7.6.).
22. Juni/
23. Juni Erfolgreiches Fluhfest des Männerchors Maur (14.6./5.7.).
23. Juni Feierlicher Empfang der Musikgesellschaft Maur anlässlich ihrer Teilnahme am Eidgenössischen Musikfest 1996 in Interlaken; prämiert im 15. Rang der 3. Klasse Harmonie (5.7.).
29. Juni Fest-Akt '20 Jahre Burgrenovation' und Herrliberger-Sammlung; Kulturkommission und 'Freunde der Herrliberger-Sammlung' Maur (8.3./5.7.).

30. Juni Feierlicher Empfang des Turnvereins Maur anlässlich seiner Teilnahme am Eidgenössischen Turnfest 1996 Bern (5.7.).
1. August 1.-Augustfeier mit vorgängigem Brunch auf dem Bauernhof der Familie Lüssi, Aesch (26.7./9.8.).
25. August Konzertrundfahrt auf dem Greifensee mit den 'Ragazzi' (16.8./13.9.).
31. August/
1. September Chilbimärt Muur, durchgeführt von der Feuerwehr Maur und dem Frauenverein Maur-Uessikon (30.8./6.9.).
7. September Brand im Jugend- und Freizeithaus Maur (13.9./20.9.).
21. September Tag der offenen Tür im Schulhaus Pünt anlässlich der Renovation des Schulhauses (13.9./27.9.).
19. Oktober Während eines Festaktes im Kongresshaus Zürich erhält Godi Leiser einen der elf diesjährigen Preise der Stiftung Kreatives Alter (1.11.).

Abgeschlossen am 1. November 1996

